

Bachelor-Arbeit
im Studiengang Bibliotheks- und Informationsmanagement

Zwischen allen Stühlen?
Migrationserfahrungen in der deutschsprachigen
Gegenwartsliteratur

The Devil and the Deep Blue Sea
Contemporary Migrant Literature in German Language

an der HdM Stuttgart

eingereicht von
Andreas Teubler

am 30. 6. 2009
Überarbeitete Fassung, Juli 2009

| | |
|-------------|----------------------|
| 1. Prüferin | Prof. Susanne Krüger |
| 2. Prüferin | Prof. Susanne Speck |

Lizenzrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument wird unter folgender Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:



<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Abstract

Zwischen allen Stühlen? Migrationserfahrungen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Erzählliteratur von AutorInnen mit Migrationshintergrund ist auf dem deutschsprachigen Buchmarkt derzeit sehr erfolgreich. Diese Arbeit untersucht die Mehrwerte interkultureller Schreibweisen. Zunächst erfolgt eine knappe Rückschau auf die Bedeutung von Migration in der deutschen Literaturgeschichte, anschließend wird detailliert auf die Entstehung der polykulturellen Literaturszene seit den 1960er Jahren eingegangen. Dabei werden zentrale Themen und Motive erarbeitet. Anschließend wird aufgezeigt, welche unterschiedlichen Auffassungen dieser Motive bei verschiedenen SchriftstellerInnen vorliegen. Exemplarisch werden aktuelle, erfolgreiche Beispiele untersucht, um die vielfältigen Ausprägungen der Migrantenliteratur aufzuzeigen.

The devil and the deep blue sea : contemporary migrant literature in German language

Fiction by immigrant authors has recently become very popular in Germany. This thesis identifies specific benefits of intercultural writing. Following a short historical review on the impact of migration on modern German literature, the development of Germany's polycultural writers' scene since the 1960s is looked into. Authors have individual understandings of essential themes and topics. In order to show the diversity of migrant literature, recent best-selling titles are examined.

Schlagworte / *subject headings*

Deutschland, Migration, Autor, Literatur, Kulturkontakt
Germany, migration, author, literature, interculturalism

Inhalt

| | | |
|--------------|---|-------|
| I. | Zwischen allen Stühlen? | S. 1 |
| II. | Zur Entstehung einer polykulturellen Literaturlandschaft in Deutschland | S. 3 |
| II. 1. | Die Vorgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert | S. 3 |
| II. 2. | Die 1960er und 70er Jahre – „Gastarbeiterliteratur“ | S. 5 |
| II. 3. | Die frühen 1980er Jahre – Emanzipation und Szenebildung | S. 7 |
| II. 4. | Die späten 1980er Jahre – Chamisso-Literatur | S. 9 |
| II. 5. | Die 1990er Jahre und die Folgen – Im dritten Raum | S. 10 |
| III. | Das Eigene und das Andere | S. 14 |
| III. 1. | Der Heimatbegriff | S. 14 |
| III. 2. | Identität und Alterität | S. 16 |
| III. 3. | Auswirkungen auf den Umgang mit Sprache | S. 17 |
| III. 4. | Arbeitstechniken | S. 19 |
| IV. | Beispiele aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur | S. 21 |
| IV. 1. | Saša Stanišić. Wie der Soldat das Grammophon repariert. | S. 21 |
| IV. 1. 1. | Autor und Roman | S. 21 |
| IV. 1. 2. | Handlung | S. 21 |
| IV. 1. 3. | Erzählweise | S. 23 |
| IV. 1. 4. | Das Bedürfnis nach Authentifizierung | S. 24 |
| IV. 1. 4. 1. | Kindheitserinnerungen | S. 24 |
| IV. 1. 4. 2. | Aufarbeitung | S. 25 |
| IV. 1. 4. 3. | Abschluss mit der Kindheit | S. 27 |
| IV. 1. 5. | Migration im Roman | S. 27 |
| IV. 2. | Sybilė Lewitscharoff. Apostoloff. | S. 29 |
| IV. 2. 1. | Autorin und Roman | S. 29 |
| IV. 2. 2. | Handlung | S. 29 |
| IV. 2. 3. | Erzählweise | S. 30 |
| IV. 2. 4. | Personen | S. 31 |
| IV. 2. 4. 1. | Erzählerin | S. 31 |
| IV. 2. 4. 2. | Schwester | S. 32 |
| IV. 2. 4. 3. | Kristo | S. 33 |
| IV. 2. 4. 4. | Mutter | S. 35 |
| IV. 2. 4. 5. | Apostoloff | S. 36 |
| IV. 2. 5. | Bulgarienmotiv | S. 37 |
| IV. 2. 5. 1. | Konstruierte Fremdheit | S. 37 |
| IV. 2. 5. 2. | Nationaldenkmal | S. 38 |
| IV. 2. 5. 3. | Großeltern | S. 39 |

| | | |
|--------------|--|-------|
| IV. 2. 5. 4. | Authentisches Alteritätserlebnis | S. 41 |
| IV. 2. 6. | Synthese | S. 42 |
| IV. 2. 7 | Migration im Roman | S. 44 |
| IV. 3. | Yadé Kara. Cafe Cyprus. | S. 46 |
| IV. 3. 1. | Autorin und Roman | S. 46 |
| IV. 3. 2. | Handlung | S. 46 |
| IV. 3. 3. | Erzählweise | S. 48 |
| IV. 3. 4. | Migration im Roman | S. 48 |
| IV. 3. 4. 1. | London | S. 49 |
| IV. 3. 4. 2. | Cafe Cyprus | S. 50 |
| IV. 3. 4. 3. | England und der Westen | S. 53 |
| IV. 3. 4. 4. | Selbstwahrnehmung der Migranten | S. 55 |
| IV. 3. 5. | Zusammenfassung | S. 56 |
| IV. 4. | Autobiographisches Erzählen | S. 58 |
| IV. 4. 1. | Entwicklung eines neuen Genres | S. 58 |
| IV. 4. 2. | Die Autorinnen und ihre Bücher | S. 59 |
| IV. 4. 3. | Inhalt | S. 60 |
| IV. 4. 3. 1. | Lale Akgün. Tante Semra im Leberkäseland. | S. 60 |
| IV. 4. 3. 2. | Hatice Akyün. Einmal Hans mit scharfer Soße. | S. 62 |
| IV. 4. 4. | Erzählhaltungen | S. 66 |
| IV. 4. 4. 1. | Hatice Akyün | S. 66 |
| IV. 4. 4. 2. | Lale Akgün | S. 69 |
| IV. 4. 5. | Auffassungen von Identität | S. 72 |
| V. | Fazit | S. 75 |
| VI. | Literatur | S. 77 |

I. Zwischen allen Stühlen?

„Migranten haben es schwer.“ So könnte man den Tenor der gesellschaftlichen Debatte formulieren, die seit der Ankunft der ersten „Gastarbeiter“ in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland geführt wird. Über fünfzig Jahre Einwanderungsland Deutschland sind über fünfzig Jahre, in denen problematisiert und generalisiert wurde, „Betroffene“ wurden gesucht und gefunden, viel wurde über sie geschrieben und ab und zu mit ihnen gesprochen. Zwischen Multikulti und Leitkultur ging es Jahrzehnte hin und her. Im Moment ist Integration – wobei überwiegend Assimilation gemeint ist – das Schlagwort schlechthin und dient als Motto für Wahlkämpfe und politische Gipfel.

Abseits der Diskussion, von deren Teilnehmern zunächst weitgehend unbemerkt, äußern sich die Ankommenden literarisch. Von der ersten Stunde an entstehen Gedichte und Erzähltexte, in den Sprachen der Herkunftsländer und bald auch auf Deutsch. Die „Gastarbeiterliteratur“ ist eine wertvolle Dokumentation der Arbeitsmigration aus der Innenansicht. Mit den zunehmenden Sprachkenntnissen kommt es zur Vernetzung, eine Szene bildet sich heraus, die ihre eigene lebhafte Diskussion führt und an ihren Widersprüchen wächst. Die Emanzipation der Migrantenliteratur in den späten 1980er Jahren wird dadurch erst möglich. Nun wird „Ausländerliteratur“ auch in der Öffentlichkeit immer mehr wahrgenommen. Einzelne AutorInnen treten besonders hervor und werden zu Vorreitern einer Entwicklung, die die heutige Literaturlandschaft in Deutschland prägt. Titel von SchriftstellerInnen mit Migrationshintergrund halten sich über Monate in den Bestsellerlisten, Jurys wichtiger Literaturpreise wie des Ingeborg-Bachmann-Preises, des Deutschen Buchpreises oder des Nelly-Sachs-Preises, nominieren seit Jahren regelmäßig die Werke von Schreibenden, die Deutsch als Zweitsprache erlernt haben.

Immer wieder ist jetzt von „hybriden“ Schreibweisen die Rede. Ein kulturelles Sowohl-als-auch scheint das Erfolgsrezept von Migranten zweiter und dritter Generation zu sein. Ihre Bücher begeistern die Kritiker und verlassen die Nische der frühen Jahre. Zum ersten Mal ist auch zu beobachten, dass das Thema Migration ein breitgefächertes Lesepublikum erreicht. In den 2000er Jahren erscheinen Unterhaltungsromane, Krimis, leichte Erzählungen aus dem Alltag von Autorinnen mit fremd klingenden Namen. Auf den Buchmärkten der ehemaligen Kolonial-

mächte Frankreich und England ist man dererlei gewohnt – wie aber verträgt sich diese neue Entwicklung mit der deutschen Forderung nach Eingliederung und Dazugehörigkeit? Setzen sich die Einwanderer, die ihre Herkunftskultur weiterleben und literarisch aufarbeiten, ihre Bücher aber in deutscher Sprache schreiben, nicht demonstrativ zwischen alle Stühle? Womit erreichen und begeistern sie ihre Leserschaft, die doch größtenteils ihre Migrationserfahrung nicht teilt und keinen direkten persönlichen Bezug dazu hat? Beruht der Erfolg hybrider Schreibweisen gar auf einem wiedererstarkenden Gefallen am Exotismus? Oder hat man es hier mit einem gesellschaftlichen Mentalitätswechsel zu tun?

Um diesen Fragen nachzugehen, wird nun zunächst beschrieben, welcher Nährboden die deutsche Literaturgeschichte dem Entstehen einer polykulturellen Literaturszene geboten hat. Anschließend wird ein genauer Blick auf deren Entwicklung von den ersten Anfängen in den 1950er Jahren bis heute geworfen, wobei die zentralen Themen und Motive der Migrantenliteratur erarbeitet werden. Nach dieser äußerlichen Betrachtung gilt es zu untersuchen, wie diese Motive von verschiedenen SchriftstellerInnen unterschiedlich aufgefasst und verarbeitet werden. Um die Vielfalt interkultureller Schreibweisen aufzuzeigen, werden exemplarisch aktuelle erfolgreiche Beispiele untersucht, bevor abschließend ein Fazit gezogen wird.

II. Zur Entstehung einer polykulturellen Literaturlandschaft in Deutschland

II. 1. Die Vorgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert

„Migrationserfahrungen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“, das ist eine erklärungsbedürftige Umschreibung eines komplexen Untersuchungsgegenstandes. Migration ist keine monokausal begründbare Sache, oder ein aufgrund einer bestimmten Sachlage entstandenes Thema, es ist auch nichts, das genau der Literatur unserer Zeit anhaftet und so leicht zu fassen wäre. Klaus Hübner nennt Adelbert von Chamisso, Franz Kafka und Elias Canetti als Beispiele für eine immanente „kulturelle Vielschichtigkeit“,¹ die sich mindestens durch die gesamte neuere deutsche Literatur zieht. Es ist so, wie Michael Hofmann seinen Interpretationen vorausschickt, „dass interkulturelle Konstellationen in allen wichtigen Epochen der deutschen Literaturgeschichte eine entscheidende Rolle gespielt haben“.² Mit einer von ihm durch Synthese verschiedener Ansätze gewonnenen Methode wird vermeintlich monokulturelle Literatur von Goethe bis Peter Weiß auf ihre interkulturellen Bezüge hin untersucht. Wie Hofmann darlegt, waren und sind deutsche AutorInnen stets auf der Suche nach dem Eigenen im Fremden – nach einer neuen Ästhetik, nach Auswegen aus der Entfremdung des 19. Jahrhunderts, oder nach der Aufarbeitung und Überwindung der fatalen Denkmuster des 20. Jahrhunderts.³

Ute Gerhard befasst sich mit der Rezeption von Migration in der deutschen Literatur. Sie untersucht die letzte Jahrhundertwende und attestiert eine Verbindung zwischen dem zeitbestimmenden Thema der Hygiene und der Veränderung der Wahrnehmung von Migration. Sauberkeit und Säuberung wurden Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Bedeutung deutlich aufgewertet, und sprangen mit all ihren Konnotationen später von der medizinischen auf die soziale Sphäre über, als Psychohygiene und Sozialhygiene, was sich als schicksalhaft für das 20. Jahrhundert herausstellen sollte. Die zunehmende Betonung von rein und unrein, innen und au-

1 Klaus Hübner, „Eine unübersehbare interkulturelle Vielfalt. Migrantenliteratur in Deutschland“, Internet: <http://www.goethe.de/ges/pok/prj/mig/fli/de3151492.htm>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

2 Michael Hofmann, *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Paderborn 2006. S. 69.

3 Ebd., S. 91ff.

ßen, die Manifestierung von Grenzen, führte ihrer Ansicht nach zur „Problematisierung der Wanderungsbewegungen“. ⁴ Der Fremde wird durch seine Grenzüberschreitung an sich zu etwas Unordentlichem. Eine Grundauffassung, die heute noch allerorten anzutreffen ist und schon damals von Autoren wie Thomas Mann und Franz Kafka literarisch beschrieben wird, wie Gerhard nachweist. ⁵ In Joseph Roths sieht sie darüber hinaus einen frühen Schriftsteller mit Migrationshintergrund, der sich ausdrücklich gegen eine Einordnung in kulturelle Schubladen wehrt und seine Heimatlosigkeit zelebriert. ⁶ Ein Selbstbild mit ungebrochener Aktualität, wie wir später feststellen werden.

RepräsentantInnen deutscher Exilliteratur sind für das Thema Migrationserfahrungen in der Literatur relevant, obgleich sie eine Sonderstellung einnehmen. Sie produzierten eine Literatur der Migration wider Willen, die sich oft – aber nicht immer – einer bewussten Konfrontation mit den Orten ihrer Entstehung verweigerte. Man war unfreiwillig fort, und die Beschäftigung mit Deutschland und den vorübergehend freiliegenden Wurzeln schien umso dringender.

Nicht von ungefähr hat Oskar Maria Graf sein *Leben meiner Mutter*, diese Meditation auf die eigene Vergangenheit und die eines ganzen Landes, im New Yorker Exil verfasst. Die Biographie seiner Mutter, einer einfachen Bäuerin aus der Starnberger Gegend, ist so sorgfältig zusammengetragen und mit einer Fülle plastischer Beispiele angereichert, dass dem Leser das ländliche Bayern des 19. Jahrhunderts zum Greifen nah erscheint. Des Autors akuter Mangel an Heimatgefühl mag erheblich zum Erzählreichtum seines Werks beigetragen haben.

An seinem Zufluchtsort war und blieb der bayerische Volksschriftsteller weithin sichtbar ein Exot. Beobachtet und im Essay festgehalten wird dies ausgerechnet von einer anderen deutschen Exilantin, nämlich von Mascha Kaléko, ⁷ der Berliner Dichterin, die sich, wie in großen Teilen ihres lyrischen Werks, ausführlich mit dem Migrantenleben in New York allgemein und ihrer eigenen Situation auseinandersetzt, mit dem Ankommen in einer fremden Kultur und dem Erwerb einer neuen Literatursprache.

4 Ute Gerhard, „Neue Grenzen – andere Erzählungen? Migration und deutschsprachige Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, in: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.), *Literatur und Migration*, München, 2006, S. 23.

5 Ebd., S. 19ff.

6 Ebd., S.24f.

7 Mascha Kaléko, „Greenwich Village“, in: Horst Krüger, Gisela Zoch-Westphal (Hrsg.), *Die paar leuchtenden Jahre*, Orig.-Ausg., München, 2003, S. 87.

Um sich mit dem Thema Migration und Literatur auseinanderzusetzen, ist es wichtig, um die Existenz dieser frühen Beispiele zu wissen und zu begreifen, dass es kein isoliertes Phänomen ist, das betrachtet wird. Hier soll es jedoch nun nicht um die frühe Moderne gehen oder um das deutsche Exil, sondern um Migrationserfahrungen in der aktuellen Literatur. Konkret sind SchriftstellerInnen gemeint, die das Deutsche als Literatursprache nutzen, aber keine Muttersprachler sind. Dass es diese AutorInnen gibt, ist einer Entwicklung zu verdanken, die in den 1960er Jahren einsetzt und gut in verschiedene Phasen eingeteilt wird. Wie jede chronologische Beschreibung von kulturellen Strömungen ist diese natürlich nur relativ zutreffend, erleichtert aber das Verständnis für Ereignisse, die nun schon 50 Jahre zurückliegen.

II. 2. Die 1960er und 70er Jahre – „Gastarbeiterliteratur“

In den 1950er Jahren begann die Bundesrepublik Deutschland, wie auch andere westeuropäische Staaten, massiv Arbeitskräfte aus dem Mittelmeerraum anzuwerben. Ziel war es, den eigenen Bedarf an Arbeitern möglichst kostengünstig zu decken. Speziell in Deutschland wurde die Maßnahme für eine kurzfristige, temporäre Lösung wirtschaftlicher Probleme gehalten, was die Bezeichnung „Gastarbeiter“ zum Ausdruck bringt. Dieses Sprachkunststück, dessen paradoxer Charakter noch heute viel Verwunderung auslöst,⁸ spiegelt eine gewisse Naivität und Arroganz in der Gesellschaft wieder, die es – vielfach aufrichtig – als großzügig empfand, Menschen aus anderen Ländern, die man für unterprivilegiert hielt, im Wirtschaftswunderland arbeiten zu lassen. Auf beiden Seiten wurde angenommen, die Arbeiter würden nach einer bestimmten Zeit in ihre Herkunftsländer zurückkehren und von ersparten Löhnen profitieren, was diese jedoch nach Jahren in Deutschland nicht mehr konnten. Das vielbemühte Zitat von Max Frisch – „Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen“⁹ – bezieht sich zwar auf die Schweiz, bringt aber die Sache grenzübergreifend auf den Punkt.

8 z.B. Karin E. Yeşilada, „Türkischdeutsche Literatur“, in: Tayfun Demir (Hrsg), *Türkischdeutsche Literatur: Chronik literarischer Wanderungen*, Duisburg, 2008, S. 12.
auch: María Eugenia de la Torre, „Wir sind anders und das ist auch gut so. Geburt und Entwicklung der mehrkulturellen Literatur im deutschsprachigen Raum“, *Sprachkunst* 35/2 (2004), S. 357.

9 Max Frisch, „Vorwort“, in: Alexander J. Seiler (Hrsg), *Siamo Italiano. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, Zürich, 1965, S. 7.

Die Stunde Null der sogenannten Gastarbeiterliteratur ist so genau nicht zu rekonstruieren. Karin E. Yeşilada, die sich mit türkischdeutscher Literatur befasst, nennt den Briefverkehr mit den Herkunftsländern als frühestes schriftliches Zeugnis der Migrantenliteratur. Ein vielstimmiges „Flattern“, das freilich nur fragmentarisch erhalten bzw. literarisch aufgearbeitet vorliegt.¹⁰ Wie María Eugenia de la Torre hervorhebt, sind auch Kurzprosatexte, die die eigene Geschichte erzählen und teilweise unter Hilfestellung deutscher Autoren und Journalisten auf Deutsch entstanden sind, nebst Zeugnissen und anderen Dokumenten der Migration eine wichtige Textquelle für diese erste Phase.¹¹

Relativ bald wird das Gedicht zur bevorzugten Ausdrucksform der Gastarbeiter. De la Torre nennt als Grund dafür die Möglichkeit des spontanen Gefühlsausdrucks und die Verbindung zur mündlichen Tradition in den Herkunftsliteraturen.¹² So einleuchtend das ist, so beachtlich ist es doch im Nachhinein, dass es ausgerechnet die hochkomprimierte und empfindliche Gattung der Lyrik war, in der – neben und nach vielen muttersprachlichen Texten – die ersten Werke in der neuen Literatursprache Deutsch verfasst wurden.

Die Themen der „Gastarbeiterliteratur“ sind die naheliegenden. Der Kulturschock der Ankömmlinge wird von der deutschen Gesellschaft nicht aufgefangen. Die Arbeitsbedingungen sind schlecht, die Verständigung schwierig, Sprachkurse gibt es nicht. Der Rückblick auf eine idealisierte Heimat ist nicht mehr als eine Reaktion auf die Alltagswirklichkeit in Deutschland, und nur deshalb eine sichere Zuflucht, weil eine tatsächliche Rückkehr aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen nicht in Frage kommt, wie Ali Gitmez mit zahlreichen Beispielen belegt.¹³

Außer einer großen Mehrheit an Arbeitern aus dem ländlichen Raum kamen von Anfang an auch Schriftsteller, vor allem aus der Türkei. Dies hatte zum Teil politische Gründe, zum Teil war ein Bewusstsein für die Notwendigkeit vorhanden, über die große Wanderungsbewegung und das weitere Schicksal der Migranten zu schreiben. Ein Teil der Autoren verdingte sich selbst als Fabrik- und Gelegenheitsarbeiter und sammelte so Eindrücke aus erster Hand. Yeşilada versammelt eine

10 Yeşilada, S. 11.

11 de la Torre, S. 356.

12 Ebd.

13 Ali Gitmez, „Einwanderer aus der Türkei in Europa. Erfahrungen und Erinnerungen im Spiegel der Literatur“, in: Tayfun Demir (Hrsg), *Türkischdeutsche Literatur: Chronik literarischer Wanderungen*, Duisburg, 2008, S. 16ff.

vielfahl relevanter Namen, mit dem Hinweis auf ihre anfänglich ausschließliche Bedeutung für die Türken in Deutschland. Von einer Wahrnehmung durch Deutsche konnte man zu diesem Zeitpunkt noch nicht sprechen.¹⁴

II. 3. Die frühen 1980er Jahre – Emanzipation und Szenebildung

Dies änderte sich ab den frühen 80er Jahren rapide. Hatten sich auch die Themen noch nicht groß verändert,¹⁵ so kam es doch zu einem „Boom“ der Migrantenliteratur, was Publikation und Aufmerksamkeit angeht. Im Fall der türkischdeutschen Literaturszene hebt Yeşilada die Leistung von AutorInnen wie Zafer Şenocak und Yüksel Pazarkaya hervor, die als Übersetzer und Kulturvermittler das Fehlen eines Kulturinstituts ausglich und durch ihren Einsatz die türkische Kultur auf die deutsche Tagesordnung brachten.¹⁶

Man könnte nun annehmen, dass sich beispielsweise nebeneinander kleine italienisch-, arabisch-, jugoslawischdeutsche Szenen herausbildeten – denn bis zu diesem Zeitpunkt fand ein interkultureller Austausch zwischen den Einwanderergruppen nicht statt.¹⁷ Interessanterweise geschah jedoch etwas ganz anderes, nämlich eine Vernetzung von Migranten verschiedener Herkunft und eine organisierte Zusammenarbeit. Zu verdanken war das neben mehreren Personen einem Sachverhalt, nämlich, dass die Sprache als Hindernis zwischen den unterschiedlichen Einwanderergruppen entfiel. Sie hatten sich das Deutsche als Literatursprache angeeignet, um es nun als Verständigungssprache untereinander auch auf einem hohen Niveau nutzen zu können. Dass die darauf folgende Wandlung der Literaturszene nicht „passierte“, sondern von allen Seiten lebendig diskutiert und gestaltet wurde, lässt sich anhand der zeitgenössischen Feuilletons nachvollziehen.

Lutz Tantow diskutiert in der *Zeit* vom 6. April 1984 den Begriff der Gastarbeiterliteratur und erklärt ihn für obsolet:

Schon das Etikett „Gastarbeiterliteratur“ ist problematisch und mindestens ebenso ungenau wie die Rede von den arbeitenden Gästen selbst. Wer unter den schreibenden Ausländern in der Bundesrepublik auch nur einigermaßen Gehör findet, gelesen und rezipiert wird - wer sich also im

14 Yeşilada, S. 11f.

15 Clemens-Peter Haase, „Literatur und Migration. Zur Notwendigkeit der begrifflichen Schärfung einer literarischen Szene“, Internet: <http://www.goethe.de/kue/lit/de3819297.htm>, zuletzt geprüft am: 26.03.2009.

16 Yeşilada, S. 12.

17 de la Torre, S. 356.

hiesigen Literaturbetrieb behaupten kann und Erfolg hat, der ist doch wohl schon längst ein Schriftsteller zu nennen und nicht mehr unter die Arbeiter zu zählen.¹⁸

Knapp vier Jahre zuvor hatten die Italiener Franco Biondi und Gino Chiellino gemeinsam mit Rafik Schami, Jusuf Naoum und anderen den Polynationalen Literatur- und Kunstverein (PoLiKunst) gegründet und den unleidigen Terminus des Gastarbeiters provokant in ihre Thesen eingearbeitet, um seine Unzulänglichkeit zur Schau zu stellen. Die Gründer der PoLiKunst-Bewegung, die ihre Texte in der eigenen Reihe *Südwind Gastarbeiterdeutsch* publizierten, forderten, die nationalen Unterschiede der Einwanderergruppen durch die Identifikation mit der Arbeiterklasse auszuhebeln und die Lebensbedingungen der Gastarbeiter gemeinsam zu verbessern. Ausdrücklich wurde der Politisierung vor der Ästhetik die Hauptrolle in den zu schreibenden Werken zugedacht¹⁹ – eine sehr konkrete Auffassung von Literatur als gesellschaftspolitischem Instrument also, die ganz den Erfahrungen der 1960er und 70er Jahre verpflichtet war: „Nur so kann die Lage der Gastarbeiter umfassend beleuchtet werden, um danach eine Lösung zu finden.“²⁰

So ist es kaum überraschend, dass sich Tantow bereits im Oktober 1984 veranlasst sah, eine Aktualisierung seiner Bestandsaufnahme vom April vorzulegen.²¹ Das Publikumsinteresse hielt sich noch in Grenzen, jedoch gab es ein verstärktes Engagement auf Seiten der Institute für Deutsch als Fremdsprache. Insbesondere die an der Münchener LMU ansässige Irmgard Ackermann und ihre Editionsarbeit werden in der Forschungsliteratur als hilfreich gewürdigt.²² Bei der Südwind-Gruppe allerdings war es bereits zum Bruch gekommen (fatalerweise gerade vor dem Erscheinen eines ersten Sammelbands mit Texten von Frauen), weil die forcierte Problematisierung des Migrantenstatus den Lebenswirklichkeiten vieler AutorInnen nicht oder nicht mehr gerecht wurde. Zu diesem Zeitpunkt wird nun – anhand Tantows Auswahlbibliographie – sichtbar, wohin die neue deutsche MigrantInnenliteratur sich entwickelt: in die Vielstimmigkeit. Ein Auf- oder Untergehen im deutschen Mainstream ist nicht in Sicht, Gino Chiellino beispielsweise bleibt

18 Lutz Tantow, „In den Hinterhöfen der deutschen Sprache. Ein Streifzug durch die deutsche Literatur von Ausländern“, *Die Zeit* 39/Nr. 15 (6.4.1984).

19 de la Torre, S. 357.

20 Biondi u.a., zitiert nach Tantow (6.4.1984).

21 Lutz Tantow, „Heimat in der Fremde. Tendenzen und Perspektiven der deutschen Literatur von Ausländern“, *Die Zeit* 39/Nr. 41 (5.10.1984).

22 z.B. Yeşilada, S. 12.

der Aufarbeitung des Gastarbeiter-Traumas ebenso treu, wie Emine Sevgi Özdamar das Fremdheitserlebnis später stets zum Hauptthema ihrer Texte machen wird. Daneben erscheint die Migrationserfahrung aber bereits jetzt als ästhetische Metaphorik in den Liebesgedichten von Suleman Taufiq und als komischer Satirestoff bei Sinasi Dikmen.

II. 4. Die späten 1980er Jahre – Chamisso-Literatur

Mit der erstmaligen Vergabe des Adelbert-von-Chamisso-Preises an Aras Ören und Rafik Schami im Jahr 1985 erfährt die Migrantenliteratur ihren Ritterschlag und gilt auch offiziell als ein gleichwertiger Bestandteil der deutschen Literaturlandschaft. Der Preis, initiiert vom Institut für DaF in München und vergeben durch die Stuttgarter Robert Bosch Stiftung, zeichnet AutorInnen mit Migrationshintergrund aus, die „ihre Erfahrungen mit Deutschland und dem Deutschen literarisch verarbeiten“.²³ Die Auswahl der ersten Preisträger – der Mann der ersten Stunde und einer der Wortführer der Südwind-Gruppe – verweist zunächst natürlich auf die Gastarbeiterliteratur und alles, was hier bisher geschildert wurde. Dennoch vollzieht sich mit dem Jahr 1985 ein Wandel, den man an dem Gebrauch von Begriffen erkennen kann: Anstelle von Gastarbeiterliteratur spricht man nun zunehmend von Ausländerliteratur. Der Terminologiewechsel, den Tantow fordert, kommt, und mit ihm eine veränderte Perspektive sowohl der SchriftstellerInnen, als auch des Publikums. Über die zunehmende Unsicherheit in Bezug auf den Begriff des Ausländers und die damit verbundenen Diskussionen über die Kriterien der Preisvergabe gibt Karl Esselborn ausführlich Auskunft,²⁴ doch diese Details sollen hier ausgespart bleiben.

Zusammenfassend lässt sich mit Clemens-Peter Haase sagen, dass sich die Thematik der Migration und des Heimatverlustes abstrahiert und zur Entfremdungserfahrung wird.²⁵ Eine Autorin, die dieser Variation des Motivs buchstäblich zu Leibe rückt, und mit ihrer körperlichen, verzerrten Sprache unter den Migrationsliteraten mit am meisten Reaktionen hervorgerufen hat, ist Emine Sevgi Özdamar. In

23 Karl Esselborn, „Der Adalbert-von-Chamisso-Preis und die Förderung der Migrationsliteratur“, in: Klaus Schenk (Hrsg), *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*, Tübingen, Basel, 2004, S. 318.

24 Ebd., S. 320f.

25 Haase

der Forschung wird der Anfang ihres Romans *Das Leben ist eine Karawanserei* hat zwei Türen aus einer kam ich rein aus der anderen ging ich raus als Paradebeispiel für ihre Thematik genannt. Wie Özkan Ezli feststellt, der sich auf Hansjörg Bays Interpretation stützt:

Es geht nicht länger um eine Problematik der verlorenen Heimat, sondern um die Heimatlosigkeit des Lebens selbst. Das Leben – ein Übergang, wie auch der Titel impliziert. [...] „Das Leben ist eine Karawanserei“ ist eine Migrationsgeschichte, die sich jenseits einer Identitätssuche entwickelt. [...] „Es gibt [...] keinen privilegierten Ort einer 'Heimat', an dem das Ich seine Identität verankern und begründen würde [...]“. Die Ausreise nach Deutschland ist ein neues Unterwegssein, ist die letzte Episode in diesem Roman.²⁶

Özdamars Werk ist deshalb beispielhaft, weil es einen Schnittpunkt von problematisierender Gastarbeiterliteratur und dem markiert, was Hofmann den „dritten Raum“ nennt, der „an allen Räumen teil hat und doch gleichzeitig exterritorial erscheint“.²⁷ Die Forschung verständigt sich allgemein auf den Begriff des Hybriden, der in den 1990er Jahren ins Spiel kommt.

II. 5. Die 1990er Jahre und die Folgen – Im dritten Raum

Zurecht kritisiert Volker C. Dörr eine terminologische Unschärfe in der Rezeption von Migrantenliteratur, vor allem in der populären Literaturkritik. Hybridität im literaturwissenschaftlichen Sinne meint nicht die Mischung zweier homogener Kulturen bzw. ihrer Bestandteile. Wird sie so aufgefasst, ist sie „bloß ein neues Etikett für Interkulturalität“²⁸ und gerät in Verdacht, zurück in die 80er Jahre zu wollen. Der Grundgedanke, der von der Forschung stets auf den indischen Literaturwissenschaftler Homi Bhaba zurückgeführt wird, ist ein anderer:

Ein türkischstämmiger Schriftsteller [...] ist nicht als Repräsentant einer fest definierten türkischen Kultur zu verstehen, die sich mit einer vermeintlich ebenso festen deutschen Kultur vermischen würde. Nein, er ist als ein Individuum zu begreifen, das die ihm vorliegenden Traditionslinien neu definiert

26 Özkan Ezli, „Von der Identitätskrise zu einer ethnografischen Poetik. Migration in der deutsch-türkischen Literatur“, in: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg), *Literatur und Migration*, München, 2006, S. 64.

Der Autor zitiert z. T. Hansjörg Bay, „Der verrückte Blick“, *Sprache und Literatur* 83 (1999), S. 29-46.

27 Hofmann, S. 29.

28 Volker C. Dörr, „Deutschsprachige Migrantenliteratur. Von Gastarbeitern zu Kanakstas, von der Interkulturalität zur Hybridität“, in: Karin Hoff (Hrsg), *Literatur der Migration – Migration der Literatur*, Frankfurt am Main, 57, 2008, S. 25.

und strukturiert und dabei das für es in dem individuellen Fall Bedeutsame herausstellt.²⁹

Oder etwas abstrakter:

Wenn mit Hybridität das Moment des Zusammengesetztseins einer Kultur gemeint ist, dann bedeutet das nicht das Merkmal einer bestimmten [...] Kultur, sondern charakterisiert Kultur selbst. [...] Dieser Begriff von Hybridität ist daher lediglich dazu geeignet, darauf aufmerksam zu machen, dass Kulturen generell nicht homogen sind; nicht mehr dazu, spezifische Kulturen zu qualifizieren. Wenn es keine nicht-hybride Kultur (mehr) gibt, ist „hybride Kultur“ ein Pleonasmus.³⁰

Das klingt drastisch. Dörr bestätigt weiterhin die augenscheinliche Relevanz strukturalistischer Literaturtheorien – insbesondere der Intertextualität – für die Rezeption von Migrantenliteratur. Von der Forschung wurde diese Schule daher zur Methodenfindung herangezogen.³¹ Für Michail Bachtin ist jeder Erzähltext eine Antwort, die der Autor auf einen anderen Text gibt. Literatur ist also Dialog, der sich der Ambivalenz des Wortes bedient. Bachtin macht das Wort in der Erzählung zu einem Gefäß mit dreifachem Boden. Es trägt zunächst eine direkte, objektbezogene Aussage, ist darunter jedoch als direkte Personenrede selbst Objekt in den Händen des Autors. Wenn der Autor sich also der Personensprache bedient und sie, beispielsweise in der Parodie, doppelsinnig gebraucht, so wird das Wort ambivalent. Die Einheitssprache wird dadurch relativiert.³² Julia Kristeva nimmt Bachtins Theorie als Ausgangspunkt, geht aber einen Schritt weiter. Wenn jeder Text ein Mosaik aus Zitaten ist, und das Wort an sich relativ ist, weil das Verständnis von Autor und Leser abhängig von ihren Vorerfahrungen ist, dann werden die beteiligten Personen aus dem literarischen Prozess – zumindest als aktiv Handelnde – ausgeschlossen. Die Literatur, wie eigentlich jede Ausdrucksform, stellt sich als ein Raum dar, in dem Zitate und kulturelle Codes ihre Bahnen ziehen und aufeinanderprallen.

Kristeva hat man vorgehalten, ihre Überlegungen seien für die Literaturwissenschaft nicht geeignet, weil sie zu universell angelegt seien und ein praktisches Arbeiten am Text unmöglich bzw. unsinnig machten. Dass Wörter vieldimensional werden und sich metaphorisch aufladen, das ist freilich ein Qualitätsmerkmal je-

29 Hofmann, S. 30.

30 Dörr, S. 24.

31 Ebd., S. 21.

32 Julia Kristeva, „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“, in: Jens Ihwe (Hrsg), *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, Frankfurt, 3, 1972, S. 356f.

der Literatur. Wenn es nun gleichzeitig das maßgebliche Charakteristikum für Migrantenliteratur ist, was bleibt dann am Ende zu sagen – Migranten schrieben gute Literatur? Dörr reduziert – nach Genette, der Kristevas Theorien sozusagen entschärfte – Migrantenliteratur auf eine Textsorte, die durch Paratext³³ bestimmt ist. Das heißt: Kommen die Vorurteile, die der Rezipient einem Werk entgegenbringt, weil er um die Biographie des Verfassers weiß, nicht zum Tragen, wird das Werk nicht mehr als besonders gelesen. Kein Schutzumschlag, keine Alterität, keine Migrantenliteratur.³⁴

So weit muss man nun nicht gehen. Dass Migrantenliteratur keine grundsätzlich anderen Voraussetzungen hat als andere Texte, heißt nicht, dass sie nichts besonderes ist. Özdamar bekam für ihre *Karawanserei* den Ingeborg-Bachmann-Preis, noch bevor ihr später neben Selim Özdoğan der Chamisso-Preis verliehen wurde. Migrantenliteratur ist integraler Teil der deutschen Literatur, ohne ihre Alterität einzubüßen, die sich daran festmachen lässt, dass durch die besonderen Entstehungsbedingungen die Hybridität, die auch AutorInnen ohne expliziten Migrationshintergrund betrifft, in einer besonderen Art und Weise zu Tage tritt. Biographie und Sprachwechsel sind also durchaus relevant. Nur geht die „Migrantenexistenz“ endgültig über in das Metaphorische und bildet „die Existenz des Individuums unter den Bedingungen einer postmodernen Welt“ ab.³⁵ Dass die Rezeption Literatur manchmal missversteht und mit Klischees belegt, ist eine andere Sache.

Die Anstrengungen, die Rolle der Migrantenschriftsteller als „Grenzgänger“³⁶ zu relativieren, ohne ihr die Legitimation zu entziehen, lohnt sich für die Betrachtung der Generationenthematik. Einwanderer der zweiten Generation, die mit ihren Eltern als Kinder nach Deutschland kamen, waren schon früh Anlass, die Rezeption von Migrantenliteratur zu überdenken; so erwähnt Tantow bereits 1984 in seiner Kritik, dass man u.a. die Texte von „Oberschülern“ schlecht als Gastarbeiterliteratur bezeichnen könne. Die Annahme, Kinder von Migranten seien bedauernswerte Menschen, die durch ihre Heimatlosigkeit zerissen würden, ist ja durch die Klärung des Begriffes Hybridität schon unwahrscheinlich geworden. Darüber hinaus

33 Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Aesthetica 683, Frankfurt am Main 1996. Zu Paratextualität siehe S. 11f.

34 Dörr, S. 23.

35 Haase

36 Yeşilada, S. 13.

ist ihre Literatur keineswegs der Ausdruck einer inneren Zerissenheit, ganz im Gegenteil. Autoren wie Feridun Zaimoğlu oder José F. A. Oliver passen in keine Schublade, das streben sie aber auch nicht an. Sie finden zu einer starken Sprache, die sich nicht damit begnügt, mit Hin- und Rückübersetzungen, Synthese und Analyse zu kokettieren, sondern nach Authentizität strebt, simpel ausgedrückt nach „neuen Weisen, auf Deutsch zu schreiben“.³⁷

Das Ergebnis der bisherigen Entwicklung, die heutige deutsche Literaturszene, ist von zwei Merkmalen gekennzeichnet: Vielfalt im Ausdruck und Popularität. Während die Südwind-Autoren das Schreiben noch lange nicht aufgegeben haben, ist Migrant*innenliteratur ein sehr weites Feld geworden, dass drei Generationen umfasst. Sibylle Lewitscharoff, selbst in Deutschland geboren, macht die bulgarische Heimat ihres Vaters zur ganz persönlichen inneren Projektionsarena ihrer Romanfiguren, zum Kampfsaal für die Austragung familiärer Konflikte. Saša Stanišić schreibt sein Bosnien als ein Mosaik der Kindheit, das mit ihr zu Grunde geht. Andere jüngere Autor*innen wie Hatice Akyün verfassen autobiographische Erzähltexte, die Abstand nehmen von einer literarischen Erhöhung und endlich auch ein Publikum erreichen, das sich für die Definition des Begriffes Hybridität nicht interessiert. Was am Ende an Mustern bleibt, mit denen man sich sinnvollerweise beschäftigen kann, um Migrant*innenliteratur zu untersuchen, ist prinzipiell in II. 1. nachzulesen. Die Suche nach dem Eigenen im Fremden, nach Möglichkeiten, die Identität durch Alterität zu formen, ist das, was deutsche Literatur schon immer getan hat.

37 Hofmann, S. 197.

III. Das Eigene und das Andere

III. 1. Der Heimatbegriff

Das Eigene und das Andere sind also konstituierend für die Literatur. Was heißt dies nun aber speziell für die Migrantenliteratur, um die es hier geht? Um sich mit interkulturellen Schreibweisen sinnvoll auseinandersetzen zu können, ist es notwendig, sich einen Überblick über die verschiedenen Lesarten von Begriffen wie Heimat und Identität zu verschaffen und zu erfahren, wie bikulturelle AutorInnen ihr jeweiliges Selbstverständnis in ihre Arbeit einfließen lassen.

Heimat ist für viele Migranten ein schwieriger Begriff, insbesondere für Schriftsteller – geographische, geistige, kulturelle und sprachliche Heimat bilden ein dynamisches System. So selbstverständlich es für die meisten Menschen ist, einen Ort als Heimat zu bezeichnen, so unzureichend wird es für den, der diesen Ort verlässt, um woanders „heimisch“ zu werden. Wie unüblich und schwierig das gemeinhin erscheint, zeigt die häufige Verwendung des Begriffs der persönlichen Wurzeln, die Befürchtung, entwurzelt zu werden wie eine Pflanze, die aus dem Boden ihre lebenswichtigen Nährstoffe erhält. Dass sich dies beim Menschen offensichtlich anders verhält, bedarf keiner Erklärung. Man muss sich deshalb fragen, was einen Ort denn ausmacht, damit er als Heimat wahrgenommen wird.

Der Dichter José F. A. Oliver ist dem Dorf Hausach, in dem er aufgewachsen ist, eng verbunden und widmet ihm einen ganzen Band mit Gedichten und Essays. „'Mein andalusisches Schwarzwalddorf' nenne ich diesen Ort. Nicht aus Übermut oder Koketterie, eher eins mit mir im Widerspruch. Zuneigung der Eigenfremde im Balanceakt eingelebter Biographien. Fremde Menschen, die nach und nach eingereist und Land geworden sind.“³⁸ Auch die weitgereiste Schriftstellerin Ilma Rakusa weiß: „Orte sind an Personen gebunden.“³⁹ Nicol Ljubic formuliert es etwas ausführlicher: „Oft wurde ich gefragt: Wo ist deine Heimat? Es ist kein Ort, keine Stadt, keine bestimmte Landschaft. Heimat ist für mich, räumlich gesehen, meine Wohnung. [...] Mit 30 aber merke ich, dass sich mein Lebensraum begrenzt

38 José F. A. Oliver, *Mein andalusisches Schwarzwalddorf. Essays*, Orig.-Ausg., 1. Aufl., Frankfurt, M. 2007, S. 10.

39 Ilma Rakusa, *Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005*, WortWechsel 5, Dresden 2006, S. 79.

hat: auf Europa. Ich merke, wie sehr Kultur doch prägt. Heute würde ich sagen, Heimat ist, wo meine Freunde sind [...] Ich kann mich nicht zu einem Land bekennen, will es auch nicht. Nur sprachlich bin ich festgelegt.“⁴⁰

Die Sprache ist in der Tat essentiell für jedes Gefühl von Heimat. Auf lange Sicht ist sie genauso an Menschen gebunden wie der Ort. Marica Bodrožić macht das gesprochene Wort gar zur Voraussetzung für die Möglichkeit der eigenen Existenz. „Nur ein Wort vermag so zu heilen. Aber um gesagt zu sein, braucht es einen Menschen. Da fängt es an, mein irdisches Leben. Mit den Wörtern fängt es an, mich selbst für mich selbst zu geben.“⁴¹ Teilen Menschen keine gemeinsame Sprache, werden sie einander schwerlich eine Heimat sein können. Für Dimitré Dinev ist die Sprache gar der Inbegriff für Heimat an sich. „Es ist ein langer Weg, bis man in die Fremde gelangt, aber noch länger ist der Weg der Hand bis zur Feder. Sollte man aber auch diesen gehen und das erste Wort niederschreiben und danach das nächste, bis das Blatt genauso schwarz wie weiß ist, sollte man also eines Tages doch in der Fremde weiterschreiben, oder auch erst damit beginnen, dann hat man das begriffen, was jeder Autor irgendwann erfährt, nämlich, dass das Wort seine Heimat ist.“⁴²

Heimat und Fremde sind nicht fassbar ohne Menschen und Sprache. Fehlen diese Bezugspunkte, entsteht Entfremdung und Heimatlosigkeit. Dieser Zustand der Ungewissheit beschränkt sich nicht auf Migranten. Natascha Wodin befürchtet gar, durch das Verschwinden von Grenzen in der globalisierten Welt könnte Orientierungslosigkeit zu einem allgemeinen Problem werden: „Ich kenne Deutsche, die sich in ihrem eigenen Land fremder fühlen als ich. Es ist ein Zustand von Heimatlosigkeit in der Welt schlechthin. Wir scheinen in einer Zeit zu leben, in der dieser Zustand allmählich die gesamte Menschheit erfasst.“⁴³ Zoran Drvenkar lehnt solch eine pessimistische Deutung mit Verweis auf die Beständigkeit von Kulturgütern ab. „Aber nimm die Musik, nimm die Filme, nimm die Literatur und erzähl mir, dass da nicht alle Fremdheit flöten geht, dass sich da nicht eine neue Heimat öffnet, die immer für dich da ist, die immer auf dich wartet. [...] Auf das

40 *Feuer, Lebenslust! Erzählungen deutscher Einwanderer*, Stuttgart 2003, S. 62.

41 Marica Bodrožić, *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern*, Orig.-Ausg., 1. Aufl., Frankfurt am Main 2007, S. 67.

42 Dimitré Dinev, „In der Fremde schreiben“, in: Klaus Schenk (Hrsg.), *Migrationsliteratur: Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*, Tübingen, Basel, 2004, S. 210.

43 *Feuer*, S. 231.

Einfachste reduziert ist es für mich das Wissen, dass ich bei mir bin. Nicht in einem bestimmten Land, nicht bei einem bestimmten Menschen, sondern wirklich bei mir.“⁴⁴

III. 2. Identität durch Alterität

Drvenkar drückt damit eine Haltung aus, die viele seiner KollegInnen teilen. Die eigene Identität wird durch Einflüsse aus verschiedenen Kulturen – und damit durch die Erfahrung von Andersartigkeit – lebenslang bereichert. Das Eigene entsteht aus dem, was gemeinhin als das Fremde bezeichnet wird. Tzveta Sofronieva findet, Zugehörigkeit sei sogar schädlich.

Den Speicher der Lebenslust in mir – in der Kindheit aufgefüllt und immer wieder hier und da neu getankt – nenne ich Heimat. [...] [Mir scheint] die Mühe, unbedingt irgendwo allein zuzugehören, Zeitverschwendung und Identitätsverlust, Beschränkung der Lebenslust.⁴⁵

Und keinesfalls bin ich ein Einwanderer. Nicht einmal ein Wanderer bin ich. Wahrscheinlich bin ich jemand, der etwas tun muss und keine Zeit für lange Aufenthalte hat. Daher bin ich für alle Orte schon eine Fremde und habe an jedem Ort Geborgenheit gefunden. Ich habe sogar immer noch meinen bulgarischen Pass, rein zufällig, weil ich ihn immer hatte, und nicht zufällig, weil es mir nie notwendig erschien, ihn loszuwerden. So spielt das Leben einfach weiter mit mir und ich mit dem Leben.⁴⁶

Das muss man nicht so radikal sehen. Dennoch ist es verständlich, wenn Schreibende der Grenzerfahrung hinterherjagen. Sie ist nicht nur für die Persönlichkeitsentwicklung, sondern auch für die literarische Arbeit eine notwendige Ressource.

Ilma Rakusa erklärt das:

In der Dialektik von Grenze und Grenzenlosigkeit kommt der Grenze eine dynamisch-dramatische Bedeutung zu. Sie ist Ort der Passage, des Transports und des Transfers, sie ist Knotenpunkt, Kreuzweg, Durchgangsschleuse. An ihr wächst das Bewusstsein für Andersheit und der Wunsch nach Transgression. [...] Der Grenzverkehr zwischen Sprachen und Staaten wurde zu meiner Lebensschule, die Reibung zwischen dem Eigenen und dem Fremden zum künstlerischen Stimulus. Ich erlebte die Grenze in ihrer (produktiven) Doppeldeutigkeit: nämlich als Schranke und Brücke in einem.⁴⁷

Und da die Unerreichbarkeit des Ziels Teil der Sehnsucht ist, verstehe ich mich als schreibende Nomadin, unterwegs mit einem work in progress.⁴⁸

44 Ebd.

45 Ebd., S. 10.

46 Ebd., S. 61.

47 Rakusa, S. 10.

48 Ebd., S. 16.

III. 3. Auswirkungen auf den Umgang mit Sprache

Wie sieht dieses Schreiben nun aus? Ilma Rakusa hat die „Utopie eines vielsprachigen Textes“,⁴⁹ weiß aber selbst, dass solch ein Text in der Praxis jeden Leser überfordern würde. Es leuchtet jedoch ein, dass jede Sprache für sich mit den Ansprüchen, die der polyglotte Autor an sie stellt, irgendwann überfordert ist, spätestens dann, wenn er Bedeutungsinhalte transportieren will, für die die Sprache keine geeigneten Worte bietet, oder nur solche, die ungefähr, aber eben nicht genau dasselbe meinen. Rakusa zitiert in diesem Zusammenhang Oskar Pastior, der dieses Problem für unlösbar hält und sagt: „Es gibt [...] kein Übersetzen. [...] Die Sprachen in mir sind inkompatibel gemengt, Wasser und Fett, eine Art Emulsion, bis zur Verseifung.“⁵⁰ José F. A. Oliver kennt diese Schwierigkeiten, aber auch die Lösung. „Die parallele Wahrnehmung zweier Sprachen lässt mich die Dinge und ihre Verhältnisse ständig aus verschiedenen Perspektiven erleben. Augenblicke im Vergehenden in zwei Sprachen. Zuweilen bleiben Fetzen, die das Ganze nur erahnen. Dafür jedoch das Zerbrechliche herstellen. [...] So übersetze ich. So werde ich übersetzt. Jedes Über-Setzen, jedes Aufbrechen und Ankommen ist mir deshalb immer auch Neusprache“⁵¹

Demnach müssen beide Seiten, Sprache und Autor, flexibel sein, damit das Schreiben gelingen kann. Speziell das Deutsche kann einen Schriftsteller, der es als Zweitsprache erworben hat, herausfordern. Jefferson S. Chase findet: „Im Gegensatz zum Englischen wird die deutsche Sprache sehr reglementiert. Ich meine damit auch nicht die Grammatik, sondern die Tatsache, dass jeder davon überzeugt ist, es gäbe richtiges und falsches Deutsch und nichts dazwischen.“⁵² Und Catalin Dorian Florescu betont den großen Einfluss des Sprachcharakters auf seinen Stil: „Das Rumänische ist sehr überbordend und ist voller Metaphern und Attribute, voller Plastizität und Dramatik. Das Deutsche zwingt mich zu mehr Nüchternheit. Es zähmt und reduziert mich in meinem Schreiben.“⁵³ Rakusa, die im Russischen genauso zu Hause ist wie im Französischen, Englischen oder Deutschen bringt es auf den Punkt: „Jede Sprache bedeutet eine eigene Welt. Und in-

49 Ebd., S. 25.

50 Oskar Pastior, zitiert nach Rakusa, S. 29.

51 Oliver, S. 54.

52 *Feuer*, S. 159.

53 Ebd., S. 160.

dem ich sie spreche, nehme ich teil an ihren Sitten und Charakteristiken. Ich bin jedesmal eine andere, verwandelt durch das Medium selbst.“⁵⁴

Das Medium Sprache ist nicht so starr, dass sich der Autor in seinem Mitteilungsbedürfnis stets unterordnen müsste. Um die Annäherung an den vielsprachigen Text zu erreichen, will Rakusa beim Schreiben die Sprache selbst bearbeiten. „[Es] wuchs in mir heimlich das Bedürfnis, dem Disparaten etwas Eigenes, Selbstgeschaffenes entgegenzusetzen. Und zwar so, dass das Disparate darin aufgehoben wäre. An diesem Projekt laboriere ich bis heute. Nennen wir es, einmal mehr, work in progress, eine fortschreitende Konstitution von Sprache und Identität.“⁵⁵ Die Vielfalt aufheben, durchaus auch im Sinne von bewahren, unterbringen, ist ein Anliegen, das auch Ilija Trojanow buchstäblich am Herzen liegt. Er hat sich nach eigenen Aussagen in die deutsche Sprache verliebt.

Gefördert wurde diese Vernarrtheit von einer wunderbaren Eigenschaft meiner Geliebten: Sie ist offen und tolerant. Ja, das Deutsche ist ausländerfreundlicher als die Deutschen. Ich fühle mich in ihr aufgehoben, weil ich die Freiheit und den Spielraum spüre, sie zu verändern, sie einerseits meines Bedürfnisses anzupassen, andererseits mich einzubringen. Denn der Eingesprachte durchläuft zwei Phasen: In der ersten bemüht er sich um Anpassung [...] Dann emanzipiert er sich! Er realisiert, dass die Sprache fähig sein muss, seinen Weg, seine ganz eigene Identität, widerzuspiegeln, und wenn sie dazu nicht in der Lage ist, muss er sie dazu in die Lage versetzen. Und irgendwann einmal sagt er, aufrecht und selbstbewusst: Ich will, dass man dieser Sprache anmerkt, dass ich – und Menschen wie ich [...] – hierher kamen, hier gelebt haben, dieses Land mitgestaltet und verändert haben. [...] In diesem Augenblick wird er von einem Zögling zu einem Liebhaber, und das ist der Moment der Ermächtigung und der Ekstase.⁵⁶

Die Bereicherung der Sprache muss aber seiner Ansicht nach durch Erweiterung ihrer eigenen Ausdrucksfähigkeit erfolgen. Einfache Anreicherung, beispielsweise durch Anglizismen, wie das in der Umgangssprache hauptsächlich geschieht, lehnt er kategorisch ab.⁵⁷ Überhaupt ist es unwahrscheinlich, dass ein echter Mehrwert durch Transformation von Sprache in ihrer alltäglichen Verwendung einfach so passiert. Solche Prozesse sind dem Aufgabenfeld der Literatur zuzuordnen. „Die Überlagerung, Verwandlung, Spiegelung und Abgrenzung von fremd und einheimisch, vertraut und unheimlich, geborgen und gefährlich ist so kom-

54 Rakusa, S. 29.

55 Ebd., S. 32

56 Ilija Trojanow, „Vorán ins Gondwanaland. Eine poetische Zeile in drei Doppelhälften und einem offenen Dach“, in: Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz (Hrsg), *Ferne Nähe. Tübinger Poetik-Dozentur 2007*, 1. Aufl., Künzelsau, 2008, S. 78f.

57 Ebd., S. 82.

plex, dass nur ein literarischer Text ihr gewachsen ist.“, findet auch die Tübinger Germanistin Dorothee Kimmich.⁵⁸

III. 4. Arbeitstechniken

„Herausforderung und Zähmen sind für mich Hauptbegriffe beim Schreiben auf Deutsch. [...] Langsam und bewusst sich annähern hat mit dem Schreiben überhaupt zu tun. Und in einer fremden, oder besser gesagt, in einer neuen Sprache, gilt das noch stärker. Die Sprache zähmt uns und wir die Sprache.“, sagt Tzvetia Sofronieva.⁵⁹ Ein erneuter Beleg dafür, dass interkulturelle Schreibweisen aus denselben Mitteln entstehen, wie jede andere Literaturform (s. II. 5.). Da die Strategie nun hinreichend erklärt wurde, stellt sich die Frage, wie Schriftsteller praktisch an die Sache herangehen. Wie zähmt man eine Sprache? Anhand von zwei sehr unterschiedlichen Ansätzen kann man davon zumindest eine Ahnung bekommen.

Marica Bodrožić erschließt sich Sprache durch Assoziation. Buchstabe für Buchstabe klopft sie Worte auf Homophonien und Konnotationen ab. Durch ihr bewusstes und akribisches Vorgehen gelangt sie zu einer derart verdichteten, poetischen Sprache, dass der Leser sich manchmal mehr auf den Klang der Worte verlassen muss – und kann – denn auf einen offensichtlichen Sinnzusammenhang.

Nur im Deutschen lässt es sich denken, dass Engel auch etwas mit Enge zu tun haben müssen, einer Enge, die sich in den Buchstaben der Liebe ausdehnt [...], dem sich das Licht von oben her zuspricht, sich aus der Senkrechten in die Waagerechte legend, um der Erde etwas ihr Zugehöriges zu bringen. [...] In meiner ersten Muttersprache heißt das Wort für Liebe ljubav, auch hier bringt der Buchstabe L es ins Sichtbare, [...] hinüber in das Land des Buchstabens J, der zu großen Teilen in der Erde lebt [...] Dieser Buchstabe begibt sich ins Erdige wie eine Suppenkelle, um später wieder etwas Neues zu werden. Liebe und das Neue sind mir dadurch immer als ein und dasselbe erschienen⁶⁰

Ihre „erste Sprache“, das heute nicht mehr so genannte Serbokroatisch des sozialistischen Jugoslawiens, „lebt“ nach ihrer Aussage „unter der feinen deutschen Wetterwörterschicht“⁶¹ und dient der Autorin als Steinbruch für ihre Sprachbilder. Diese Sprache kann sie, im Gegensatz zum Deutschen, nicht zähmen, „die vielen

58 Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz, „Nachwort“, in: *Ferne Nähe*, S. 100.

59 *Feuer*, S. 160.

60 Bodrožić, S. 14f.

61 Ebd., S. 51.

Pferde aus ihrem Besitz“ geben ihr „Tritte“. Pferde, kroatisch konji, das Konjugieren der Substantive, Verben und Adjektive fällt schwer in der slawischen Sprache, gerade in der weiblichen Form – „und nur der Bruder, der Junge, schien, in beiden Sprachen, eine richtige Erlaubnis zum Leben zu haben.“⁶²

Ilma Rakusa verfolgt dagegen einen strukturalistischen Ansatz. „Formal verstehe ich den Dialog mit dem Anderen als Intarsie: das Muster der Fremdkörper – zu denen auch Zitate, Anspielungen u. ä. gehören – ergibt einen Text im Text, wobei das Gesamtbild als Synthese erscheint.“⁶³ In Anlehnung an Genette (s. II. 5.) vergleicht sie ihre Werke mit einem Palimpsest. „Man glaubt Teile eines Urtextes zu erkennen, kann die Zusammenhänge aber nicht klar entziffern. Jedenfalls operiere ich bewusst mit Allusion und Anklang, in der Überzeugung, dass Schreiben ein Fort- und Überschreiben ist.“⁶⁴ Dementsprechend wählt sie Versatzstücke aus den spezifischen Charakteristika verschiedener Literaturen, mit Vorliebe der russischen, verfremdet sie, und setzt sie so zusammen, dass etwas völlig neues entsteht. Bei *Pletnjow oder Die Unpaarigkeit*, einer Erzählung, die sie als Beispiel wählt, bekommt der Leser den Eindruck, Puschkin habe postum ein neues Werk veröffentlicht und sich dabei den Erzählweisen des 21. Jahrhunderts bedient.

Manche Autoren legen mehr Wert auf die Sprache, um ihre Inhalte zu transportieren, andere auf Form und Struktur. Mit den allgemeinen Erkenntnissen über die Methoden interkulturellen Schreibens im Hinterkopf kann man nun einzelne Beispiele aus der aktuellen Literatur betrachten und auf ihre individuellen Tendenzen überprüfen.

62 Ebd., S. 23.

63 Rakusa, S. 18.

64 Ebd., S. 20.

IV. Beispiele aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

IV. 1. Saša Stanišić. *Wie der Soldat das Grammophon repariert*.

IV. 1. 1. Autor und Roman

Saša Stanišić wurde 1978 in Višegrad im heutigen Bosnien-Herzegowina als Kind einer bosnischen Mutter und eines serbischen Vaters geboren. 1992 flieht die Familie vor dem Krieg nach Deutschland, wo Stanišić seitdem lebt und schreibt. 2005 erhielt er für eine Kurzgeschichte⁶⁵ den Ingeborg-Bachmann-Preis. Die Geschichte taucht in veränderter Form auch als Kapitel seines international gefeierten Debuts *Wie der Soldat das Grammophon repariert* auf.⁶⁶ Für den Roman wurde er 2008 mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet. Stanišić arbeitet multimedial und hat seinen Text bereits als Hörspiel und Theaterstück umgesetzt. Außerdem betreibt er das Literaturblog *kuenstlicht* und schreibt eine Kolumne beim Literaturmagazin *U_mag*.

IV. 1. 2. Handlung

Der Roman beschreibt Kindheit und Jugend von Aleksandar Krsmanović von ca. 1991 bis 2002. Wie der Autor stammt der Protagonist aus Višegrad und hat eine bosnische Mutter und einen serbischen Vater. Die Mutter engagiert sich für den sozialistischen Staat, der Vater ist Kunstmaler. Die Kontakte innerhalb der großen Familie und der multikulturellen Kleinstadtgemeinde sind eng. Als es vor dem Ausbruch des eigentlichen Krieges zu sozialen Spannungen kommt, erfasst das schnell die Lebenswelt des kleinen Aleksandar.

Nachdem der serbische Großvater stirbt, verlässt einer seiner Söhne Višegrad, um in der Volksarmee zu dienen, was der Familie missfällt. Mutter und Großvater haben in Aleksandar kindliche Begeisterung für den panslawischen Sozialismus ge-

65 Titel: *Was wir im Keller spielen, wie die Erbsen schmecken, warum die Stille ihre Zähne fletscht, wer richtig heißt, was eine Brücke aushält, warum Emina weint, wie Emina strahlt*, siehe <http://bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis/texte/stories/42638/>, zuletzt geprüft am 22.06.2009.

66 Saša Stanišić, *Wie der Soldat das Grammophon repariert*. Roman, 1. Aufl., München 2008. Für eine bessere Lesbarkeit werden Zitate aus dem Roman mit Seitenangaben in runden Klammern ohne Fußnoten direkt in den Haupttext eingefügt.

weckt, die während der politischen Umbruchszeit nicht wesentlich abklingt und ihm in der Schule Probleme bereitet. Während immer mehr Menschen die Stadt verlassen, bleibt die Familie in Višegrad.

Als der Krieg die Region erfasst, erleben Aleksandar und einige seiner Altersgenossen die Belagerung und den Fall der Heimatstadt. Die Soldaten der Volksarmee plündern, vergewaltigen und ermorden bosnische Bürger. Nach einigen Tagen Ausharren im Keller der Großmutter flüchtet die Familie Krsmanović über Belgrad nach Deutschland und beantragt Asyl.

Aleksandar, ein etwas verträumtes, aber hoch intelligentes und kreatives Kind, hat keine Probleme, sich einzuleben, doch seine traumatischen Erlebnisse lassen ihn nicht los. Er schreibt Briefe an ein Waisenmädchen namens Asija, das er im Schutzkeller kennengelernt hat und berichtet ihr aus seinem Leben. Mit der Zeit wird sie zur Personifikation seiner kindlichen Erinnerung, und er sehnt sich umso mehr nach ihr, als ihm diese Erinnerungen entgleiten.

Aleksanders Eltern werden in Deutschland nicht glücklich. Insbesondere die Mutter strebt nach einem Neuanfang, weshalb die Eltern mit der taubstummen Großmutter Fatima bald nach Florida auswandern. Der Sohn bleibt zurück, um sein Abitur abzuschließen.

Währenddessen häufen sich die Nachrichten aus Višegrad, wohin inzwischen nicht nur die serbische Großmutter zurückgekehrt ist. Aleksandar hat Kontakt zu einem Jugendfreund, der ihm Schlimmes berichtet: Die Stadt sei voller Flüchtlinge, die Moscheen zerstört, Alltag und Krieg haben sich auf groteske Art und Weise verschränkt.

Aleksandar kämpft um seine Erinnerung, an deren Wahrheitsgehalt er zunehmend zweifelt. Die persönliche Vergangenheit scheint ihm mit dem Zusammenbruch Jugoslawiens entrissen zu sein. Er erstellt Listen, um die verstreuten Kindheitserinnerungen zu sortieren, sammelt Hinweise und Fakten aus dem Internet und versucht verzweifelt, Asija zu erreichen. Auf den Rat seiner Großmutter hin fährt er nach Bosnien, um seine Herkunft mit eigenen Augen zu überprüfen.

In Sarajewo stößt er auf einen ersten, ermutigenden Hinweis auf einen Fußballer aus seiner Stadt, einen Helden seiner Kindheit. Er findet ihn und erfährt dessen Kriegsgeschichte. Seine Großmutter meldet seinen Besuch allen Bekannten am Ort, und indem Aleksandar seine Listen abarbeitet, findet er hauptsächlich Frem-

des vor. Menschen, die sich nicht erinnern wollen, wie der Busfahrer der Regionallinie – die es nicht können, wie der greise Musikprofessor – die verelendet sind, wie der ehemalige Nachbar – oder einen unwirklichen Reichtum erlangt haben, wie der exzentrische Radovan, dessen ganzes Dorf einem Massaker zum Opfer fiel. Sein Jugendfreund Zoran gibt ihm zu verstehen, dass er in Višegrad im wahrsten Wortsinn nichts mehr zu suchen hat.

Ein Besuch im alten Schutzkeller lindert diese Enttäuschung. Tatsächlich wohnt und arbeitet dort inzwischen eines der Mädchen, die sich gemeinsam mit Aleksandar dort versteckt hielten. Mit ihr findet der Reisende einen Beweis für seine Vergangenheit.

Vor seiner Rückkehr nach Deutschland besucht er mit seinem Onkel, der Großmutter und den beiden Urgroßeltern das Grab des Großvaters. Während des traditionellen Festmahls am Grab kommt ein heftiger Sturm auf. Aleksandar erhält einen Anruf, von dem er glaubt, dass er von Asija kommt.

IV. 1. 3. Erzählweise

Der Roman ist nicht klassisch linear erzählt, stattdessen collagiert der Autor verschiedene Textsorten und spielt mit Perspektivwechseln. Stanišić erklärt seine Neigung zum multiperspektivischen Roman in einem Interview mit dem Jugendmagazin *jetzt* und vergleicht sein Schreiben mit dem Legen eines Mosaiks.⁶⁷ Passagen, in denen Aleksandar als Ich-Erzähler auftritt, dominieren den Text. Wo in diesen Teilen Briefe, Telefonate, Gedichte, Schulaufsätze und dergleichen erwähnt sind, werden diese im Wortlaut nachgereicht. Ebenso verfährt der Autor mit längeren Erzählungen von Personen aus dem erweiterten Umfeld Aleksandars. Auf diese Art und Weise entstehen zahlreiche Nebenstränge, die der Biographie des Protagonisten eine plastische Kulisse geben. Die Alltagswirklichkeit im kollabierenden Jugoslawien wird für den Leser so nachvollziehbarer.

⁶⁷ Katharina Bendixen, Saša Stanišić, „Ich wollte ein Mosaik erstellen“, Internet: <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/337030>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

IV. 1. 4. Das Bedürfnis nach Authentifizierung

IV. 1. 4. 1. Kindheitserinnerungen

Das Nebeneinander verschiedener Erzählformen wirkt sich auch auf den Sprachduktus aus. Wo der ca. 12-jährige Aleksandar erzählt – das genaue Alter des Protagonisten wird nicht verraten – wird schlüssigerweise auch nur aus der selektiven Sichtweise eines Kindes erzählt. Das enge Verhältnis zu beiden Großvätern spielt eine wichtige Rolle, insbesondere am Anfang ist vor allem von Festen und kulinarischen Exzessen die Rede. Aleksandar beobachtet das Geschehen und macht typisch kindliche Feststellungen: „Immer loben Frauen Kuchen.“ (S. 13). „Welches tote Bein ihres Ehemannes umklammert die Spinnenfrau? Ich nahm mir vor, niemals wieder eine Spinne in eine Flasche einzusperren und langsam Wasser hineinfließen zu lassen.“ (S. 14) Gedankensprünge in das kindliche Phantasie Reich sind häufig, und dem Leser wie dem Protagonisten ist manchmal unklar, wo Phantasie und reales Geschehen sich vermischen.

Die Sprache ist reich an Assoziationen und Vergleichen. Der „vierhundertjährige Zar Außenklo“ wird gestürzt, die Tante „spricht eine deutsche Autobahn schnell“ (S. 37, 35). Charakteristisch für Aleksandars Erzählen sind Aufzählungen. Der Kinderverstand sortiert Eindrücke wie Einzelaufnahmen und legt sie ab.

[Es] gibt keine Reihenfolge, es gibt kein Hintereinander, es gibt ständig jemanden, der sagt, er könne nicht mehr, [...] es gibt abwehrend fuchtelnde Hände und niemanden, der das Gefuchtel ernst nimmt, es gibt kein Zurück, es gibt beleidigte Gesichter, wenn jemand ernsthaft droht, beim nächsten halben Huhn sterben zu müssen [...] Und es gibt Nataša [...] mit nackten Füßen und roten Wangen wie im Fieber. (S. 43f.)

[Es] gibt den brüllenden Kamenko, jetzt wühl ich in der Scheiße, aber wenn unsere Zeit kommt, werden die Verräter Scheiße fressen! Es gibt einen Platzregen, [...] es gibt den dicken Dilettantensänger (S. 52)

Aleksandar selektiert sorgfältig, was für ihn erinnerenswert ist. Sein kindlicher Bildervorrat manifestiert sich in einer tatsächlichen Serie selbstgemalter Bilder, zu denen ihn sein Vater inspiriert und bei denen er stets Dinge weglässt. Er malt sich das Gesicht seiner Mutter ohne die Besorgnis darin, die ungeflochtenen Haare seiner Großmutter und die Tabelle der Fußballliga, so wie er sie haben möchte. Bevor er die Gelegenheit hat, die Umwelt, in der er aufwächst, mit reiferen Augen zu sehen und belastbare Erinnerungen anzulegen, bricht der Krieg über die Stadt her-

ein und fegt innerhalb kürzester Zeit Aleksandars Lebenswirklichkeit hinweg. Im Krieg entstehen weitere unfertige Bilder, von schlafenden Soldaten und Panzern ohne Zahnräder, und von Asija, dem Mädchen aus dem Keller. Die Bilder bleiben bei der Großmutter in Višegrad zurück, als die Familie flieht.

Das Jugoslawien des Romans ist folglich, wie auch in anderen Texten emigrierter Schriftsteller, ein Reich der Kindheit. So reflektiert Marica Bodrožić, die noch vor den politischen Unruhen 10-jährig nach Deutschland kam, in ihrem Essay *Sterne erben, Sterne färben* über ihr eigenes Verhältnis zur komplizierten Heimat.

Jetzt gab es kein Jugoslawien mehr; so ein Land, darin schienen sich alle einig zu sein, haben sich ohnehin nur die Nostalgiker zum Zeitvertreib ausdenken können. Jahrzehnte lebendigen Lebens, unzählige Stunden und Schritte im eigenen Sein waren annulliert worden. [...] Die lichtvollen Augustsonntage. Das Zubereiten der Speisen. [...] Das Flechten der Zöpfe. [...] Die ersten Küsse.⁶⁸

Eine Rückschau auf die eigene Kindheit ist für die Betroffenen grundsätzlich nur unter Berufung auf die unfertige Erinnerung möglich, was bei der Identitätsarbeit problematisch werden kann, insbesondere, wenn es dazu noch um Kriegstraumata geht, von denen jeder seinen individuellen Schrecken behalten hat: „Man müsste [...] einen ehrlichen Hobel erfinden, der von den Geschichten die Lüge abraspeln kann und von den Erinnerungen den Trug. Ich bin ein Spänesammler.“ (S. 266)

IV. 1. 4. 2. Aufarbeitung

Mit der Flucht nach Deutschland beginnt für Aleksandar der Kampf um das Erinnern. Im ersten Brief an Asija wird deutlich, welche Hürden sich ihm in den Weg stellen. „Ich will eine Geschichte aus einer anderen Welt oder aus einer anderen Zeit hören, aber alle reden nur vom Jetzt und von der Frage: und was jetzt? Wenn ich von dieser Zeit und dieser Welt erzählen würde, müsste ich danach versprechen, es in den nächsten zehn Jahren nie wieder zu tun.“ (S. 132) Die Familie ist knapp mit dem Leben davongekommen und hat jeglichen Sinn für die Rückschau verloren. Sie versucht, sich erst in Deutschland, später in Amerika, ein neues Leben aufzubauen. Die Mutter schafft es dort, wieder qualifiziert zu arbeiten, der Vater fängt wieder an zu malen. Die Großmutter, die seit dem Tod ihres Mannes kein

68 Bodrožić, S. 25.

Wort mehr gesagt hat, äußert ihre Sicht der Dinge auf das Drängen des Enkels hin in einem Brief: „ich will reden wieder reden [...] ich will jetzt noch ein bisschen jung sein so alt bin ich nicht [...] ich will in die welt raus [...] ich will einmal fliegen und einmal auf einen vulkan steigen und da einen stein reinwerfen.“ (S. 149f.) In dieser verdichteten Sprache drückt sich das unbedingte Streben nach vorn aus, das den Menschen vorbehalten bleibt, die mehr als ein unfertiges Bild ihrer Herkunft haben.

Aleksandar dagegen sehnt sich nach einer Authentifizierung seines eigenen bisherigen Lebens, wenn er an Asija schreibt: „Ich hätte so gern mehr Erinnerungen an dich, [...] von der Länge einer Reise von Essen nach Višegrad und zurück. Zurück würdest du mitkommen.“ (S. 136f.) Dass er sich in Deutschland zu Hause fühlt und keinerlei Verlangen hat, nach Bosnien zurückzukehren, ändert daran nichts, im Gegenteil: „Wenn jemand sagt, ich sei ein gelungenes Beispiel für Integration, könnte ich ausfliegen.“ (S. 154) Über das Rekapitulieren seiner verwaschenen Erinnerungen versucht er, sich an die Realität anzunähern. „In Višegrad [...] gibt es einen angefangenen und nicht zu Ende gebrachten Aleksandar. [...] Ich schreibe in Omas Buch Geschichten von der Zeit, als alles gut war, damit ich später nicht über das Vergessen klagen kann.“ (S. 140f.)

Die serbische Großmutter ist Aleksanders Verbündete in seinem Erinnerungsstreben, hat aber überwiegend Nostalgie zu bieten, die sich von der kindlichen Vorstellung wenig unterscheidet. „Für Oma ist die Vergangenheit ein Sommerhaus mit einem Garten, in dem die Amseln zwitschern und Nachbarinnen zwitschern und man Kaffee aus einem Brunnen schöpft, während Opa Slavko und seine Freunde um sie herum Verstecken spielen.“ (S. 131) Sie ist es auch, die Aleksandar eine Adresse in Sarajewo mitteilt, an die er die Briefe für Asija schickt. Mit der Zeit, die er in die Arbeit an seinem Geschichtenbuch investiert, kommen ihm Zweifel. In dem Buch im Buch, das den Roman etwa in der Hälfte teilt, mischen sich längere Geschichten über prägende Erfahrungen der Kindheit mit Schulaufsätzen, Gedichten, kurzen Erlebnissen und dem Bericht eines Fiebertraums. Eine Anthologie der Unsicherheiten kommt zu Stande.

Am Ende überwiegen die Zweifel: „Asija, hat es dich jemals gegeben?“ (S. 211) Zehn Jahre nach der Flucht aus Višegrad kommt Aleksandar nach einer durchzechten Nacht zu dem Ergebnis: „Ich komme zu meiner Biographie zu spät.“

IV. 1. 4. 3. Abschluss mit der Kindheit

Stanišić schickt seinen Romanhelden nach Bosnien, wo er nach Fragmenten sucht, die seine Kindheit mit seinem übrigen Leben verbinden. Die Listen, die er gemacht hat, helfen ihm dabei nur bedingt, weil sich Orte und Menschen radikal verändert haben. Das Ende des Romans ist jedoch versöhnlich gestaltet. Aleksandar begegnet im alten Schutzkeller Marija, einem Mädchen, dass dort ebenfalls Unterschlupf fand. Auch sie hat lange in Deutschland gelebt und ist nur in Bosnien, um ihr Kunststudium zu beenden. Nach dem Besuch bei ihr kommen neue Erinnerungen an Asija, die deren Existenz für Aleksandar belegen.

Das Festmahl am Grab des Großvaters schließlich schlägt die Brücke zurück zum Anfang des Buches. In der Beschreibung der Feier finden sich die gleichen Stilelemente der Aufzählung und der ausschweifenden Sätze wie in den ersten Kapiteln. Aleksandar hat nun Geschichten aus der Vergangenheit, die er seinem Großvater erzählen kann, „nicht alle [...] aber einige“, er schließt mit seiner Rekonstruktionsarbeit ab: „Aber eines können weder die Drina noch die Geschichten. Für beide gibt es kein Zurück. Das Wasser kann nicht umkehren und ein anderes Bett wählen, so wie kein Versprechen jetzt doch gehalten wird.“ (S. 311) In dem Chaos, das der aufkommende Sturm verursacht, vermischen sich Erinnerungen Aleksandars mit dem tatsächlichen Ablauf der Feier. Als Regen und Wind die Szenerie ins Surreale abdriften lassen, erhält Aleksandar einen Anruf von einer Frau, wahrscheinlich Marija, mit der er sich Tags zuvor verabredet hatte. In der lauten Umgebung hält er sie für Asija. Mit dem Anruf aus der Vergangenheit entlässt der Autor den Protagonisten. Er hat nun die Möglichkeit, mit dem Verlust seiner Kindheit abzuschließen und an Verbliebenes anzuknüpfen.

IV. 1. 5. Migration im Roman

In *Wie der Soldat das Grammophon repariert* wird ein Migrationsumstand thematisiert, der die 90er Jahre in Europa geprägt hat. Die Kriegsflucht als schicksalhaftes Ereignis, das besonders junge Menschen unerwartet trifft, unterscheidet sich deutlich von anderen Formen der Migration, wie etwa der Wirtschaftsflucht oder der mühsamen Ausreise aus der ehemaligen Sowjetunion. Auch diese Migrations-

formen werden literarisch aufgearbeitet, dabei kommen aber andere Motive zum Tragen.

Wie sehr hier das Motiv der Entwurzelung durch frühe, plötzliche Migration und der damit verbundenen Schwierigkeiten das Konzept des Romans determiniert, muss unterstrichen werden. Hier liegt kein Kindheitsbericht vor, sondern ein Versuch, Identität durch die Alteritätserfahrung in unfertigen Erinnerungen und einer völlig veränderten Heimat zu erlangen. Wer in die Falle tappt, die Schilderung der Feste und des Krieges als unmittelbare Erlebniserzählung zu lesen, unterstellt dem Autor dann auch Kitsch – wie z. B. Iris Radisch in der *Zeit*.⁶⁹ Der aufmerksame Leser dagegen wird spätestens bei der Wiedergabe der ersten Briefe an Asija merken, dass es sich hier von der ersten Seite an um einen von der Migrationssituation bestimmten Text handelt, der durch seine sprachlichen Mittel die für den Protagonisten quälende Distanz bereits darstellt.

Der Autor lehnt eine Deutung des Romans als autobiographische Erzählung ab.⁷⁰ Umso schlüssiger scheint also, was die bisherige Betrachtung ergibt. Stanišić wendet die „Eckpunkte“ seiner eigenen Biographie, um über die Wichtigkeit von authentischer Vergangenheit für die persönliche Zukunftsfähigkeit zu reflektieren. Die Relevanz dieses Themas ist auf Leser mit Migrationserfahrung nicht zu beschränken. Die Fähigkeit, in dieser recht beeindruckenden Form Erkenntnisse zu ermöglichen, ist eine der Stärken bicultureller AutorInnen.

69 Iris Radisch, „Der Krieg trägt Kittelschürze“, *Die Zeit* 61/Nr. 41 (5.10.2006).

70 vgl. Bendixen/Stanišić.

IV. 2. Sibylle Lewitscharoff. Apostoloff.

IV. 2. 1. Autorin und Roman

Sibylle Lewitscharoff nimmt in der Reihe der hier behandelten Beispiele eine Sonderstellung ein, da sie selbst keinen Sprachwechsel vollzogen hat. 1954 in Stuttgart als Tochter eines bulgarischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren, spricht sie nach eigenen Angaben „kein Wort“ Bulgarisch.⁷¹ Dem zum Trotz legt sie mit *Apostoloff* einen Roman vor, dem ihre von Migration geprägte Familienbiographie als Vorlage dient. 2009 erhielt sie dafür den Preis der Leipziger Buchmesse.

IV. 2. 2. Handlung

Der Roman beschreibt die Rundreise zweier Schwestern aus Stuttgart-Degerloch, beide Anfang 50, durch Bulgarien. Begleitet werden sie von einem einheimischen Bekannten, Rumen Apostoloff, der sich als Reiseführer und Fahrer zur Verfügung stellt.

Der Handlung voraus geht die Überführung des verstorbenen Vaters der Schwestern in seine bulgarische Heimat. Der Vater, Kristo, von Beruf Frauenarzt, war kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges mit einer Gruppe von 20 Landsleuten ins verbündete Deutschland emigriert, wo er seine Frau kennenlernte und sich niederließ. Er litt an einer seelischen Erkrankung, die sich kurz nach der Geburt seiner Töchter so weit verschlimmerte, dass er sich schließlich im Alter von 43 Jahren das Leben nahm.

Knapp 40 Jahre später tritt sein alter Weggefährte, ein Unternehmer namens Tabakoff, ins Leben seiner Töchter. Der lebt inzwischen in Florida und hat sich einer exzentrisch anmutenden Idee verschrieben. Um eine neuartige Bestattungstechnik zu bewerben, in die er investiert hat, sollen die inzwischen verstorbenen Stuttgarter Bulgaren exhumiert und in einer Limousinenprozession in ihre frühere

⁷¹ Sibylle Lewitscharoff, „Bulgarien, das ist die Selbstzerstörung. Sibylle Lewitscharoff über das Land ihres Vaters und die Hintergründe ihres Romans "Apostoloff". Eine Abrechnung“, Internet: <http://www.zeit.de/online/2009/09/interview-sibylle-lewitscharoff>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

Heimat überführt werden. Im Austausch für die Genehmigung des Vorhabens werden die Angehörigen reichlich entlohnt. Der Leichenzug wird zur luxuriösen Urlaubsreise für die einstige Migrantengemeinschaft.

Nach dem Begräbnis löst sich die Reisegruppe auf. Die Töchter Kristos beschließen, die Gelegenheit wahrzunehmen, um vor ihrer Rückkehr eine Rundreise durch die Heimat ihres Vaters zu unternehmen. Eine Woche lang werden sie von ihrem Begleiter von Stadt zu Stadt gefahren, der, ganz Patriot, überzeugt ist von der überlegenen Schönheit Bulgariens.

Die Schwestern indes haben weniger touristische Motive im Sinn. Jede für sich arbeiten sie während der Fahrt die schwierige Beziehung zu ihren Eltern auf. Diese innere Handlung mit zahlreichen Rückblicken und einer schonungslosen Durchleuchtung von Personen macht den Hauptteil des Romans aus.

Die jüngere Schwester, die Ich-Erzählerin des Romans, liefert sich einen bitteren Krieg mit ihrem toten Vater. Sie scheint entschlossen, am Vaterland nichts positives zu finden und geht, vor allem dem begeisterten Apostoloff gegenüber, ständig auf Konfrontationskurs. Die ältere Schwester scheint auf Distanz zu gehen, zu beobachten, dort wo die jüngere angreift. Zum Ende der Reise hin bricht ihre Haltung auf, sie entlädt sich in einem Tobsuchtsanfall – und geht eine Affäre mit Apostoloff ein. Letztendlich kehren die beiden nach Deutschland zurück.

IV. 2. 3. Erzählweise

Der Roman ist als innerer Monolog der jüngeren Schwester angelegt, die als Ich-Erzählerin die Geschehnisse schildert. Dabei ist auffällig, dass das eigene Erleben ständig hinterfragt wird. Sowohl die Handlungen und Äußerungen der eigenen Person, wie auch die der anderen, werden umgehend bewertet. Dieses Wechselspiel zwischen Innen- und Außenansicht stellt die kritische Distanz der Erzählerin zu sich selbst heraus.

Der Handlungsstrang ist nicht linear. Vielmehr ähnelt die Vorgehensweise einer Spirale. Längere Abschnitte innerer Handlung mit Reflektionen über Personen und Ereignisse werden abrupt von äußerer Handlung, etwa dem Erreichen eines Streckenziels, unterbrochen, um später wieder aufgegriffen zu werden. Dabei dringt die Erzählerin immer tiefer in ihre Kindheitserinnerungen vor.

IV. 2. 4. Personen

IV. 2. 4. 1. Erzählerin

Der Leser gewinnt von Anfang an den Eindruck, dass in den Augen der Erzählerin nichts und niemand ungeschoren davonkommt. Mit ihrer eigenen Person macht sie hierbei allerdings keine Ausnahme. Der Verbalattacke gegen den Vater, die das erste Kapitel eröffnet, folgt sogleich die innere Notiz: „Ja, dumm ist so manches was ich tu, aber noch kein vernünftig Kraut dagegen gewachsen.“ Und, als die Bosheit ausgesprochen ist: „Die freudlose Vernunft meiner Sätze widert mich an“ (S. 7f.)⁷²

Eine äußerliche Selbstbeschreibung bleibt aus. Die Erzählerin scheint ihrem Erscheinungsbild eher wenig Bedeutung beizumessen. Wenn sie ihre Wirkung auf andere beschreibt, so sind es charakterliche Eigenschaften, die sie in den Vordergrund stellt. Sie ist eine scharfe Beobachterin und eine ungnädige Kritikerin. Diplomatie liegt ihr fern. „[Ich bringe] Rumen auf die Palme [...], indem ich wortreich das bulgarische Unglück zerpfücke.“ (S. 14) Durch ihre konfrontierende Art wird sie zur Einzelgängerin. Von Männern sieht sie sich gemieden (S. 114), von Frauen nicht ernst genommen (S. 117). Sie bezeichnet sich als „wider Willen kindisch geblieben“ (S. 45), gleichzeitig ist es ihr peinlich, „überhaupt je Kind gewesen zu sein“. (S. 24)

Ihre Ablehnung jedes kindisch-irrationalen Charakterzugs wird ergänzt durch eine Krankheitsphobie: „Von Kranken muss man sich fernhalten, sagte ich. Ob man will oder nicht, die Krankheiten springen auf einen über.“ (S. 183) Dabei ist sie selbst keineswegs gesund. Sie wird geplagt von Schlaflosigkeit in Verbindung mit starken Gefühlen der Selbstverachtung (S. 32, 124) und Migräneanfällen (S. 184), die sie abfällig als „Theaterkrankheit“ abtut. Diese und ähnliche unwilligen Reaktionen auf eigene Unzulänglichkeiten festigen das Bild einer bitteren, sich nach innen und außen abschottenden Persönlichkeit. Die Autorin selbst bescheinigt ihrer Protagonistin im Rahmen einer Lesung einen „Tunnelblick“, der, je enger der Fokus und je schärfer der Blick wird, nur noch das Negative sieht. Ob diese Dia-

72 Sibylle Lewitscharoff, *Apostoloff. Roman*, 1. Aufl., Frankfurt am Main 2009.

Für eine bessere Lesbarkeit werden Zitate aus dem Roman mit Seitenangaben in runden Klammern ohne Fußnoten direkt in den Haupttext eingefügt.

gnose freilich den Zustand der Erzählerin wirklich auf den Punkt bringt, darauf wird später noch einzugehen sein.

IV. 2. 4. 2. Schwester

Umso mehr sie sich selbst feindselig beäugt, geht die Erzählerin eine Symbiose mit ihrer älteren Schwester ein. Dabei entsteht allerdings der Eindruck, sie habe es mit zwei Personen zu tun. Zum einen mit der handelnden Schwester, die von außen betrachtet wird, zum anderen mit einer inneren, erinnerten Schwester, die im inneren Monolog der Erzählerin ihren Platz hat.

Zwischen der handelnden älteren Schwester und der jüngeren herrscht eine gewisse Distanz. Selten richtet die Schwester das Wort direkt an die Erzählerin. Sie wird vor allem in Eigenschaften beschrieben, die sie von ihr unterscheiden. Eine „geschmeidige Erwachsene“, die „alles nimmt, wie's kommt, und [...] fast alles verzeiht.“ (S. 42)

Auch eine Frau, die sinnlicher und geschlechtsbetonter agiert als ihre Schwester. „Sie hat so eine elastische Art. Passiv, aber nicht lahm. [...] Die Zurückhaltung, die sie übt, ihre graziöse Figur, ihr blasses, feines Gesicht, das nichts Herausforderndes hat, das alles verfehlt seine Wirkung nicht. Und dann ist meine Schwester auch schlau. Wenn sie gefallen will, weiß sie Mittel präzise einzusetzen.“ (S. 114) Ein frühes „Liebesstreben“ und ein „Instinkt für die Macht“ wird ihr bescheinigt (S. 24f.), sie wirkt dadurch auf andere Frauen als Konkurrentin (S. 177).

Äußerlich lässt sie sich selten aus der Ruhe bringen, wirkt ausgeglichen und diplomatisch, was die jüngere Schwester wütend macht. Ein „romantisches Miststück“ sei sie, eine „unentwegte Traumwandlerin“, ein „mit allen Wassern gewaschenes Chamäleon“ (S. 20, 22, 46). „Andacht“ und „ewiges Gelächel“ (S.42) werden ihr in Situationen schlecht verziehen, in denen die jüngere Schwester ihren inneren Konflikt austrägt und in der älteren eine Verbündete sucht: „Es gibt Minuten, da ist die Welt einfach nur schön und sonst nichts, sagt meine Schwester und wackelt mit dem Kopf, als wäre diese Erkenntnis zu gewaltig für ihren armen schmalen Schädel.“ (S. 57)

Das Unverständnis für diese Haltung erwächst aus einer Erwartung einer Komplizenschaft der Unglücklichen, die die Erzählerin an die zwei Jahre ältere

stellt, und die auf gemeinsamen Kindheitserfahrungen beruht, besonders der Ablehnung der Eltern. Als Beispiel werden Familienausflüge erwähnt. „Es half nichts, wir wurden verschleppt. [...] In geeinter Stummheit rächten wir uns an den falschen Eltern, die glaubten, uns mit einer lächerlichen Gutwetteraktion davon überzeugen zu können, sie führten sich wie richtige auf. [...] Die große Liebe zu meiner Schwester rührt von diesen gemeinsamen Kämpfen her.“ (S. 41f.)

So unterstellt die Erzählerin der Schwester eine ähnliche Wahrnehmung von Situationen, ohne dass klar wird, ob dies den Tatsachen entspricht. „Insgeheim ist auch sie froh, wenn sie wieder mal feststellen kann, wie stumpfsinnig Bulgarien ist. Das weiß ich genau, obwohl meine Schwester viel zu höflich, viel zu vorsichtig ist, um ihrer Abneigung freien Lauf zu lassen.“ (S. 14)

Dagegen wird der Leser lange über das tatsächliche Befinden der Schwester im Unklaren gelassen, die kühl und scheinbar überlegen neben Apostoloff auf dem Beifahrersitz schweigt, während die Erzählerin auf der Rückbank ihren düsteren Gedanken nachgeht. Am Wendepunkt des Romans bekommt die Fassade der Schwester Risse. Sie arbeitet an ihrem eigenen Konflikt, ohne dass näher darauf eingegangen wird. Die verheiratete Mutter von zwei Kindern beginnt schließlich eine Affäre mit Apostoloff, die bis zum Ende der Reise anhält. Kurz vor dem Ende der Erzählung scheint sie zu einer Erkenntnis gelangt zu sein: Sie entlädt sich in einem auf den ersten Blick spontanen Wutausbruch und wirkt danach gelöst: „Na, sagt meine Schwester, geht’s euch jetzt besser. [...] So schauen Leute aus, wenn sie gerade aus einer Ohnmacht erwacht sind, denke ich [...] Der Erregungs-herd ist vollständig gelöscht.“ (S. 205)

IV. 2. 4. 3. Kristo

Der Vater der beiden Schwestern, ist zum Zeitpunkt der Handlung über 40 Jahre tot. Dem Leser wird er vor allem aus der Sicht der Erzählerin vorgestellt, die ein rabenschwarzes Bild von ihm zeichnet. Eine „versudelte Persönlichkeit“ sei er gewesen, ein „Aas von einem Vater“, verkorkst, schwermütig und narzisstisch (S. 9, 12, 19). Seine seelische Erkrankung – den Schilderungen nach eine bipolare Persönlichkeitsstörung mit Borderline-Elementen – konsumiert ihn zusehens. „Wenn er seine ausgeleierte Weste aus dem Schrank holte, wussten wir, was kam. [...] Er

lag auf seinem Sofa wie verwest.“ Kristo verliert sich in der Lektüre von Nietzsche und Schopenhauer. Er zeigt selbstverletzendes Verhalten: „Seine Blutsauerei im Badezimmer. Was Wunder, dass sie seinen Töchtern einen Reinlichkeitsfimmel bescherte.“ (S. 102) Als er sich schließlich erhängt, sind seine Töchter elf und dreizehn Jahre alt. Eine Tat, die seine Familie ihm nie verzeiht. Mit das Positivste, was die Erzählerin über ihn sagen mag, ist, dass er kein übermäßiger Trinker war (S. 20).

Im Roman tritt der Vater nicht nur in Kindheitserinnerungen auf, er ersteht der Protagonistin als geisterhafter Begleiter, der, scheinbar wie es ihm gefällt, als Windstoß oder himmlisches Auge auftritt und wieder verschwindet. Teilweise wird er auch zur leibhaftigen Erscheinung, die, den Strick noch um den Hals, durch Wände kommt und geht. Die Erzählerin scheint daran gewöhnt zu sein (u.a. S. 162, 234).

Bleiben die beiden Schwestern durchweg namenlos, so hat der Vater dafür keine Stimme. Das Erzählergedächtnis hat sie getilgt: „Wir scheitern vollkommen, wenn wir die Stimme unseres Vaters beschreiben sollen.“ (S. 17) Von anderer Seite wird den Schwestern versichert, Kristos Stimme sei eine seiner Hauptqualitäten gewesen. „Er sang so schön, unser Frauenarzt, seufzt der Chor der Vaterverehrerinnen.“ (S. 12). Dass die Erzählerin sich daran nicht erinnern mag, scheint naheliegend, wenn sie schildert: „Als wir noch klein waren [...] wurden wir von wildfremden Frauen beobachtet, die zu dem Schluss kamen, wir seien irgendwie kümmerlicher geraten als jener sagenhafte Orpheus, kaum wert, seine Töchter genannt zu werden. Jetzt fragt es aus uns zurück: ist dieser Kümmerling überhaupt wert, als unser Vater gelten zu dürfen?“ (S. 18) Das Urteil kommt kurz darauf. „Wir sind nicht die Kinder unseres Vaters.“ (S. 23)

Der abfällige Hinweis darauf, der Vater sei ein Frauenheld gewesen, wird ergänzt durch Gerüchte, er habe eine Geliebte gehabt und mit ihr einen unehelichen Sohn gezeugt (S. 95). Auch gibt es Erinnerungen an andere Situationen, die den Vater den Töchtern als „den beliebtesten Menschen von der Welt“ erscheinen lassen, wie Einkäufe in der Stuttgarter Markthalle oder eine Jagdgesellschaft bei Freunden. Euphorie und Verzweiflung, soziale Kontaktfreudigkeit und Isolation wechseln sich ab, was sich auch in Lebensgewohnheiten abbildet. „Unser Vater schwankte zwischen exzessiv und asketisch, er rauchte, trank, schlemmte, und

dann wieder nicht.“ (S. 193)

IV. 2. 4. 4. Mutter

Am Anfang des Romans proklamiert die Erzählerin: „Von der Mutter schweigen wir eisern“ (S. 7), ein Vorsatz, in dem bereits das Versprechen auf seine Nichteinhaltung mitschwingt. Sie sei „sportlich“ gewesen (S. 20), jedoch nicht willens oder fähig, Kristos lethargische Phasen zu mildern, obwohl sie „mit allen Fasern auf ihren Mann ausgerichtet“ gewesen sei.

Die Mutter wird als Lebefrau charakterisiert, „die es meisterlich verstand, Pfeile in Richtung ihrer Freundinnen zu verschießen.“ (S. 75). Beinahe immer, wenn von ihr die Rede ist, ist sie von Zigarettenrauch umgeben, der sie gleichsam in die Ferne rückt, eine Barriere, die sie von ihren Töchtern abschirmt. Sogar ihre Kleidung ist rauchgrau. (S. 93, 96f.)

Mütterliche Tugenden werden ihr abgesprochen, Frauen aus dem Bekanntenkreis der Eltern sind stärkere Bezugsfiguren für die Kinder als sie. „[Sie] hatte von den dreien die elegantesten Beine, lang und schlank [...] hatte entschieden den besseren Schmuck [...]. Sie hatte auch mehr Verstand, aber wozu Verstand, wenn er weder weise noch gütig macht?“ (S. 79)

Nach dem Tod ihres Mannes lebt sie „völlig abgewandt im eigenen Kummer“, „ins Geldverdienen verbissen“, eine „alkoholisierte Rauchkanaille“. (S. 180) Durch die ständigen Wertungen der Erzählerin bleibt die Person der Mutter stets vage und eindimensional. Erst in der Beschreibung ihres Sterbens erfährt der Leser explizit, dass sie den Zusammenbruch ihrer Familie ganz und gar nicht distanziert und gleichgültig erlebt, sondern ihre eigene Leidensgeschichte hat. „Mutter, die nicht einfach mit einer Zigarette zwischen die Lippen geklemmt in ihrem Sessel starb, wie ich immer gedacht hatte, sondern nach einem Wutanfall. [...] Den Mann war sie nie losgeworden. [...] Dabei wurde sie von ihm bis auf die Knochen gequält, bis auf die Knochen heruntergeschabt wurden ihre Gefühle, noch im hohen Alter hatte sie Alpträume vom Schlitzten und Erhängen [...], unwirksam bekämpft mit viel zu vielen Schlaftabletten. Sie lebte in Kälte, Ordnung, Sauberkeit, mit [...] tadelloser Kontoführung und einer unbändigen Wut auf Jesus Christus.“ (S. 185)

IV. 2. 4. 5. Apostoloff

Rumen Apostoloff, der Fahrer, Reiseführer und Dolmetscher der beiden Schwestern, wird vor allem über seine Reaktionen auf sie charakterisiert. „Über meine Reden erschrickt er, meine Schwester himmelt er an.“ (S. 8) „Sobald er das Wort Rumänien aus meinem Mund hört, verzieht Rumen das Gesicht, als habe er Zahnschmerzen.“ (S. 14) Die Lieblingsbeschäftigung der Erzählerin, den Herzblutpatrioten Apostoloff durch Verunglimpfungen seines Heimatlandes in Rage zu versetzen, lässt ihn zunächst als eine Art komische Person erscheinen. Immer geschäftig Pläne schmiedend und Reisevorkehrungen treffend, spielt er im ersten Teil des Romans eine Nebenrolle, den Spott der Protagonistin erntend: „Würdig wie eine Koryphäe des neunzehnten Jahrhunderts gibt er sich dem Studium der Karte hin. Dazu werden die Augenbrauen wechselweise hoch- und niedergezogen, sein Kennermündchen tritt auf den Plan, ein mal abschätziges, mal wohlwollendes Mmm (tief angesummt) oder Hhhmm (erwartungsfroh in die Höhe gezogen) begleitet Gericht für Gericht.“ (S. 33)

Rumen Apostoloff ist das Patenkind des Großvaters der Schwestern väterlicherseits, was ihn mit der Familienhistorie verknüpft, ohne ihn in die Kristo-Geschichte mit einzubinden. Eine äußerliche Ähnlichkeit mit diesem ist jedoch auffällig. „[D]er Mann führt sich auf, als wolle er optisch – auf bescheidene Weise zwar, aber doch irgendwie entschieden – unseren Vater nachahmen.“ (S. 181.)

Tatsächlich wird Apostoloff schließlich zur Schlüsselfigur des Romans, was der Titel ja vorwegnimmt. Sein Name lässt anklingen, welche Rolle ihm die Autorin zugedenkt. Als Apostel, als Sendbote und Schriftführer ist er den Schwestern der greifbare Stellvertreter des religiös entrückten Kristo. Er bleibt passiv, dient aber als Katalysator für die Identitätsarbeit der Schwestern. Mit der älteren geht er ein Verhältnis ein, das von vorne herein auf kürzeste Zeit angelegt ist, nämlich bis zur Abreise. Er tut dies bewusst in seiner Eigenschaft als Erfüllungsgehilfe, obwohl es ihm gewiss nicht leicht fällt, seine eigenen Belange unterzuordnen, wie er nur der jüngeren zu verstehen gibt: „Ich bin kein Idiot. Ich kenne den Unterschied der Lebensverhältnisse und was daraus folgt.“ (S. 221)

Für die jüngere Schwester, die ihn während der ganzen Zeit angreift, ist er es schließlich, der ihr durch seine Geschichten aus der Lebenswelt der Großeltern

und die Übersetzung des großväterlichen Tagebuchs die Tür zu den Erkenntnissen öffnet, die sie braucht.

IV. 2. 5. Bulgarienmotiv

IV. 2. 5. 1. Konstruierte Fremdheit

Der Schauplatz der Rahmenhandlung, Bulgarien, wird von der Erzählerin in den hässlichsten Worten beschrieben. Sie lässt kein gutes Haar an Landschaft, Kultur, Menschen oder Sprache.

Wir sind überzeugt, Bulgarien ist ein grauenhaftes Land – nein, weniger dramatisch: ein albernes und schlimmes. Seine Gegenden? Meer, Wald, Gebirge, Auen? Unseretwegen mag es da verborgene Reize geben. Wir sind aber keine Ornithologen und wollen auch nicht auf Bärenjagd gehen. Auf malerische Rhodopenschluchten geben wir nichts, Hammerschläge in Rhodopentälern erschüttern uns nicht, Glockengeläut lädt uns nicht zum Kirchgang ein. Rosenfelder sind für uns Rosenfelder und sonst wenig, Rosenfelder bringen unsere Herzen nicht in Wallung. Bloß weil man auf eine blutrote Fläche zeigt, benehmen wir uns nicht wie Frischverliebte und erfahren auch keine Extrablutzufuhr. Nüchtern bleiben ist eine Kunst. Eisern wird sie von uns praktiziert, sobald wir bulgarische Luft wittern, gar die ersten vorsichtigen Schritte auf bulgarischem Boden tun. (S. 10f.)

Verbaut, verpatzt, verdreckt. Das aschgraue Meer – leergefischt. Das bulgarische Essen? Ein in schlechtem Öl ersoffener Matsch. [...] Bulgarische Kunst im zwanzigsten Jahrhundert? Abscheulich, und zwar ohne jede Ausnahme. Die Architektur [...]? Ein Verbrechen! (S. 13)

Die bulgarische Sprache dünkt uns die abscheulichste von der Welt. So eine weichliche, plump vorwärtsplatzende Sprache, labiale Knaller, die nicht zünden wollen. Keinerlei Schärfe in den Konsonanten. (S. 14)

Das „Malefizland“ (S. 12) ist vor allem das Geburtsland des Vaters, den es zu bekriegen gilt. Die eifrigen Polemiken der ersten Seiten, soviel wird deutlich, sind im Kopf der Erzählerin schon vorbereitet, bevor sie ihre Reise überhaupt antritt. Bereits hier taucht das Orpheusmotiv auf (vgl. IV. 2. 4. 3.), und zwar in bedeutungsschwangerer Art und Weise: „[Habt] ihr eure Ur-Ur-Urgroßmütter vergessen, diese geifernden Mänaden, diese Lärmkanailen, rachsüchtig, blutwütig, böse. So lange bliesen die auf ihren Hörnern und schrieen und schlugen Krach, bis Orpheus' Gesang nicht mehr verding und sie den Sänger schlachten konnten.“ (S. 11) Was die Schwester über Bulgarien denkt, ahnt der Leser nur durch die Unterstellungen der Erzählerin. Nach außen hin gibt sie sich unbeeindruckt neutral, ab und an auch naiv positiv aufgeschlossen: „Die bulgarische Seele hat sich vielleicht

selbst noch gar nicht richtig entdeckt, sagt meine Schwester. [...] Bulgarien mag derzeit sittlich verroht sein, [...] aber ich glaube, das wird sich bald ändern. Aus der Vergangenheit werden ihm Kräfte zuwachsen, von denen es im Moment noch gar nichts weiß. [...] Es hat keinen Zweck, über ein geschundenes Land wie Bulgarien nachzudenken, es ist sinnlos, darüber zu reden oder zu schreiben. Singen wäre das einzig Angemessene. Fremde müssten kommen und dieses Land besingen!“ (S. 58)

Plattitüden, die eine konstruierte Fremdheit herbeireden und von den Schwestern wie Schutzwälle aufgeschichtet werden. Bereits gefällte Urteile sollen nicht revidiert werden müssen, eine Beschäftigung mit der Heimat der Vaterseite birgt die Gefahr neuer, unpassender Erkenntnisse. Das funktioniert bis zum Wendepunkt des Romans, an dem der Wortschatz der Erzählerin abrupt verbraucht scheint.

IV. 2. 5. 2. Nationaldenkmal

Schon von weitem kommt das Monstrum in Sicht. Ein riesiger Betonblock auf einem abgeflachten Berg, Block, der etwas von einer aufgeklopften, zerspaltenen Hirnschale hat, aus der oben etwas rausquillt. Es führt eine Straße um den Berg. Spärlicher Nadelwald, in Knieholz übergehend. Wenn wir die Köpfe verdrehen und aus den Fenstern hinaufsehen, droht das Ding von oben. [...] Wir sind allein auf einem Parkplatz, groß wie ein Olympiafeld, mit einer Bude am Rand, davor ein Moped, ein Ständer mit vergilbten Postkarten und zwei dösende Hunde. Der Wind weht kalt und frei, unklar, von wo. Im Inneren der Bude löst Rumen die Eintrittskarten, drei Eintritte für 1300 Jahre Bulgarien. Wir stehen vor dem Monument 1300 Jahre Bulgarien. — — — — —
— — — — — [...] Wortausfall. [...] Dreck. Zwingdreck. Kraftdreck. Volkdreck. [...] Roh, brutal, monströs [...] alles wahr, und doch fasst es das Schlimme nicht. [...] mit Worten kann man das Monstrum nicht berennen. (S. 118)

Der Anblick des Nationaldenkmals bei Schumen bewirkt eine heftige Reaktion bei beiden Schwestern. Es erzählt die Geschichte Bulgariens in mehreren Stationen anhand von Plastiken, die große politische und kulturelle Persönlichkeiten darstellen. Deren martialischer Ausdruck und der Aufriss der Anlage erinnern stark an die Arbeiten der italienischen Futuristen, während die vielfach gebrochenen Binnenflächen den Kubismus des frühen 20. Jahrhunderts zitieren. Zwar ist das gesamte Monument aus Beton gegossen – darüber hinaus ist es aber gewiss kein typischer Bau für das von sozialistisch-kargen Plattenbauten geprägte Land, und fällt damit nicht nur durch seine radikale Formensprache, sondern auch durch die

scheinbare Deplaziertheit in seiner Umgebung auf.

Die konstruierte Fremdheit ist hier zu Ende, da die Erzählerin mit etwas konfrontiert wird, dass in ihr eine tatsächliche Fremdheitserfahrung hervorruft. Sofort beginnt sie zu assoziieren und starke Bilder aus ihrem persönlichen Fundus übernehmen den Text. Das Monument, „aus der Norm und böse“, ist für sie die Manifestation eines bulgarischen „Väterspuks“, von dem sie sich wünscht, dass ihre schwäbische Großmutter ihn mit einem himmlischen Besen wegfegt. (S. 119) Mit dieser Aussage beginnt eine Offenlegung der wahren Hintergründe ihrer Totalverweigerung.

Die Fassade der Schwester bricht in diesem Moment. Sie verliert ihre distanzierte Höflichkeit und hört bis auf weiteres auf, zu sprechen. Auch die Erzählerin verzichtet hier darauf, ihr innere Vorgänge zu unterstellen. „Es besteht keine Verbindung mit mir, mit Rumen noch weniger. Meine Schwester, oder wer immer das ist, scheint uns nicht mehr zu kennen.“ (S. 120)

IV. 2. 5. 3. Großeltern

Das Bulgarienmotiv erweist sich als doppelbödig. Unter der Oberfläche geht es um Menschen, die mit dem Land im Assoziationsraum der Erzählerin untrennbar verknüpft sind. Unmittelbar nach dem Besuch des Nationaldenkmals beginnt sie, die Eltern des Vaters in den Fokus ihres Monologs zu rücken. Als die Erzählerin sieben Jahre alt ist, besucht die Großmutter die Familie in Stuttgart, ein Erstkontakt, der das Kind schockiert.

„Entsetzlich! Eine kinderkleine, in einen absurden wollenen Umhang gewickelte Alte [...] trippelte auf mich zu. Gellend klangen mir ihre Schreie in den Ohren, während sie mich an sich presste und küßte. Am schlimmsten war der Geruch: Rosenöl, Kampfer, Verwesung, Pygmäenwurz.“ (S. 130)

Wie die Schwestern viel später von Apostoloff erfahren, war das Elternhaus ihres Vaters ein zerrüttetes. (S. 138ff.) Der Großvater, selbst in der Jugend durch seine Mutter unterdrückt, „ein jähzorniger, rauflustiger Tyrann“, entführt seine Braut. Der Mittelständler fällt später unter den Kommunisten in Ungnade und muss Zwangsarbeit leisten. Im Alter sind er und seine Frau von Verwandten abhängig. Für die Großmutter ist die Ehe ein Martyrium, sie wird von dem unter Zwängen

leidenden Ehemann und der Schwiegermutter gegängelt.

Was genau den Bruch zwischen Vater und Großvater herbeiführt, wird nicht mitgeteilt, lediglich dass nach der Emigration kein Kontakt mehr besteht. Die Erzählerin vermutet nur: „Vielleicht wollten sie einander schreiben, aber es verkrampften sich ihnen jedesmal die Hände, sobald sie nur das Datum niederschrieben.“ (S. 146) Der Selbstmord Kristos lässt die Eltern verzweifeln. Ihr Verhältnis schlägt allmählich in offenen Hass um, sie quälen sich gegenseitig. Der Großvater zieht sich in eine sinnlose Korrespondenz mit der Öffentlichkeit zurück, in der er eine tolstoianische Ideologie verfißt. In seinem Tagebuch steigert er sich in eine „Hassliebe“ zu Jackie Kennedy hinein. (S. 144) Die Großmutter verfällt psychisch, sie entwickelt eine voyeuristische Störung und kauert nachts „wie ein Alp“ auf dem schlafenden Großvater. (S. 135, 157)

Die Erzählerin schildert ihren ersten Besuch in Bulgarien, den sie zwei Jahre nach der Begegnung mit der Großmutter machte, als prägendes Erlebnis. Die Verständigung mit den Verwandten ist aufgrund der Sprachbarriere schwierig bis unmöglich, auch die Großeltern bleiben ihr weiterhin unheimlich. „Nachts wuchs die Fremdheit ins Ungeheure, man hatte mich mit wildfremden Leuten zusammengesperrt. [...] Ich war verdammt zum Selbsthören und zur Geruchswehr. [...] Drei Eigenatmer im Zimmer. Was atmete in mir so drangvoll und laut?“ (S. 155)

Eine auffällig geschminkte Großtante wird von ihr unwillkürlich als teuflisches Wesen identifiziert: „Dieser Mund! Er konnte nur der Hure Babylon gehören.“ (S. 152) Die Redewendung hat sie von der Stuttgarter Großmutter, deren Rolle in der Kindheit der Erzählerin im Laufe der Erzählung immer wichtiger erscheint.

Diese Großmutter ist für das Kind, das seine Eltern ablehnt, eine Zuflucht. Sie prägt wesentlich die Vorstellungswelt der Schwestern vor und nach dem Tod des Vaters, was sich die Erzählerin anhand der Begegnung mit der Großtante bewusst macht: „[Für] alte Frauen galten [...] die Gesetze der schwäbischen Großmutter und ihrer elf Geschwister, die, ohne dass man an ihrer Kleidung etwas Wesentliches hätte ändern müssen, auf einem Tafelbild des achtzehnten Jahrhunderts hätten verewigt werden können.“ (S. 154) „Geschickt und großherzig“ ist sie mütterlicher als die eigentliche Mutter, versinnbildlicht den familiären Zusammenhalt, als die realen Verhältnisse längst ganz anders liegen. Für kurze Zeit schafft sie es auch, unter Zuhilfenahme kindlichen Volksglaubens, den Enkelöchtern das Trau-

ma des Väterverlustes zu nehmen: „Sie war die Himmelsgarantin, die mit Gesang und Gebetbuch das Unheimliche in Schach hielt. [...] Die Großmutter starb wenige Monate nach dem Vater. Ab da keine Himmelsmittlerin mehr weit und breit. [...] Kein ruhiger, gütiger Vater schlummerte im Himmel über Degerloch und erwachte in der Not, um mich zu retten. Er hatte ein böses, entzündetes Auge auf mich, öffnete und schloss es nach seinen Regeln.“ (S. 197ff.)

IV. 2. 5. 4. Authentisches Alteritätserlebnis

Die Auffrischung der Erinnerung an die Großeltern ist gerade geschehen, da produziert die Rahmenhandlung des Romans ein neues Ereignis, auf das die Erzählerin nicht vorbereitet ist. Apostoloff führt die Schwestern in das Haus eines alten Bekannten, der in die örtliche Mafia verwickelt ist. Dessen Domizil ist absurd, halb Museum, halb Palast, die gesamte Einrichtung verweist auf die bulgarische Geschichte. Auch die Ehefrau ist Teil des Konstrukts, ein „Stück Nippes“ (S. 176), sie führt ihre Herkunft auf die Massenhochzeit von Susa zurück und sitzt statisch im Außenbereich des Hauses, als sei sie selbst ein Ausstellungsstück. An diesem Schauplatz, der ein Alteritätspotential aufweist, das analog ist zu dem des Nationalmonuments zuvor, stößt die Erzählerin an einer Wand auf einen Warhol-Druck, der Jackie Kennedy zeigt.

Die Wiederkehr des Motivs aus den Tagebüchern des Großvaters an diesem Ort der inszenierten Geschichte erschreckt sie. Die Reflexion ihrer Kindheitserinnerungen, die Bewusstmachung der geschehenen Fremdheitserlebnisse, ergänzt durch einige neue Details, hat einen Ordnungsprozess zur Folge. Sie begreift ihren Irrtum, die Eltern als Quelle für ihr Unglück verantwortlich zu machen. Zuvor heißt es monokausal fatalistisch: „Wir sind Teil einer geheimen Familienmaschine, die fortwährend Unglück produziert, der tote Vater schreckt die Kinder, die überlebende Mutter schreckt die Kinder mehr als der tote Vater, meine Schwester schreckt wiederum ihre Kinder, nur ich schrecke niemanden, da ich weniger geheim bin.“ (S. 97) Jetzt schlägt die Erzählerin einen anderen Ton an: „Und du? Was gelernt? Wie gelernt? Was willst du überhaupt? Was? Dunstschichten über dem Meer, das schleiert so. Sonne tief unten. Das sticht. Was gelernt? Von wem? Alles falsch. Kinder eines Homunkulus sind wir.“ (S. 178)

Sie reagiert, in diesem Moment ganz in ihrer Familientradition verhaftet, mit Schuldzuweisungen gegen sich selbst. „Jetzt geht das Gehämmere los, die Migräne hämmert's rein: falsch. Alles falsch. Wir hatten die richtigen Eltern, sind aber die falschen Kinder. [...] unsere Eltern hätten Terroristen gebraucht, nicht diese doofen, frommen Kinder, die sie gekriegt haben, [...] wir hätten sie aufbringen, aufreiben, aufkratzen müssen, spätestens mit vier hätten wir uns wie Stalinisten, Maoisten, Faschisten aufführen müssen [...] beschwichtigt haben wir stattdessen, waren brav, dass es einem zum Hals rauskommt, Schluss damit [...] Sofort aufs Klo.“ (S. 179)

IV. 2. 6. Synthese

Die Autorin betreibt in ihrem Roman ein doppeltes Spiel. Bulgarien ist ihr erzähltechnisches Instrument, das die Rahmenhandlung vorgibt und ihr Thema, die abgründigen Entfremdungen in einer Familie, illustriert. Sie gibt dieses Instrument aber auch ihrer Protagonistin zur Hand, die sich ein eigenes Bulgarien zimmert, um mit sich selbst zurechtzukommen. In einem Dreischritt bildet diese ihre eigenen Probleme zunächst auf den Vater ab, bis dieser zu einer einzigen Manifestation dieser Probleme wird, diesen projiziert sie dann auf sein Heimatland, von dem sie glaubt, dass sie es durch verharmlosende Entfremdung für sich unschädlich machen kann.

Anfangs gibt sich die Erzählerin überlegen. Sie sieht den Leidensweg ihres Vaters als Ursache für eigene Unzulänglichkeiten und weist den Eltern klar die Schuld zu. Dabei ist ihr durchaus bewusst, dass sie dem Vater in vielen Dingen gleicht. Schlaflosigkeit, Migräne und Angstgefühle sind in ihren Augen „vom Vater übernommen“. Empfundene Mängel an der eigenen Person, ein fremdes Ich, wird hier in einem ersten Schritt auf den Vater abgebildet. Sie glaubt, eine Distanz zwischen ihr und diesem Erbe aufgebaut zu haben, was sich durch ihren ironisch bis zynischen Grundton Ausdruck verschafft. „Rachsüchtige Triebe stecken dahinter, schlagen mit Stahlruten zu, erzeugen einen perversen Seelenorgasmus, und zack, wird einem eingebleut, was für ein verlogenes Stück man ist [...] und bitte, öffnet das Grab in meinem Kopf, damit es ein Ende nimmt mit dieser kümmerlichen Nörgelexistenz, die sich im Bett wälzt und greint und mit den Zähnen knirscht.“

(S. 184) Sie wirkt hier, im Bereich ihres seelischen Ungleichgewichts wie eine überdrüssige Fremdenführerin, die dem Leser die eigenen Abgründe mit fast amüsierten Distanz vorführt. Diese zu überwinden, versucht sie nicht, als Ersatzhandlung dient ihr die Pflege einer Krankheitsphobie.

Schicksalsergeben wird dieser Zustand hingenommen und soll durch die Bulgarienfahrt noch gefestigt werden. Das Land, auf das Kristo – selbst eine Abbildung von Eigenschaften der Erzählerin – projiziert wird, soll eben nicht „grauenhafte“ sein, sondern in seinem Schrecken albern (s. IV. 2. 5. 1.). Über die strategische Verlachung des Vaterlandes soll der Vater ganz entfremdet ad acta gelegt werden. Das „bulgarische Unglück“, das er den Töchtern „auf Häupter und Herzen“ gelegt hat, wird dadurch von der Tragödie zum Schwank, für den sich die Erzählerin längst den Text zurechtgelegt hat: „Das lächerliche Land beweist: uns ist kein wertvoller Vater weggestorben, sondern bloß ein alberner Bulgare. Wir haben [...] Glück gehabt, denn die Zeit war zu knapp, als dass er uns mit seinem bulgarischen Hokusfokus hätte infizieren können.“ (S. 14)

Das Vorhaben scheitert, als das Land der Protagonistin andere Antworten gibt, als sie sich erhofft hat. Apostoloff ist ein Reiseführer auf beiden Ebenen des Bulgariemotivs und als solcher der lange Arm der Autorin in der Erzählung. Geduldig zeigt er der Protagonistin, was sie braucht, um ihr Vorurteil zu bestätigen, er gibt ihr aber auch die Erinnerung an die Großeltern und den Besuch bei ihnen zurück. Warum aber löst die Bewusstmachung der damaligen Fremdheitserfahrungen eine so starke Reaktion aus?

Der Roman berichtet nur bruchstückhaft aus dem Leben der Erzählerin zwischen dem Tod des Vaters und der Überführung seines Leichnams. Was der Leser erfährt, ist, dass sie sich den oben beschriebenen inneren Zustand hart erkämpft hat. Ihre Jugend wird durch den Selbstmord Kristos jäh erschüttert. Das Weltbild der schwäbischen Großmutter ist das einzige wirksame Hilfsmittel gegen das Trauma, das die Tochter erfährt. Wie aus dem Erlebnisbericht über den Besuch bei den Großeltern väterlicherseits hervorgeht, sind es die bulgarischen Kindheitserlebnisse, die die Welt der schwäbischen Großmutter brechen und von Anfang an mit bedrohlicher Fremdheit verbunden werden (s. IV. 2. 5. 3.). Daher rührt die Annahme, das Unglück des Vaters und der ganzen Familie müsse ein bulgarisches sein.

Im Moment der Erkenntnis bezeichnet sie sich und ihre Schwester als „Kinder ei-

nes Homunkulus“, eines künstlich geschaffenen Dämons, als den sie das bisherige Feindbild der Eltern nun begreift. Ob die ältere Schwester tatsächlich dasselbe Feindbild entwickelt hat, bleibt letzten Endes ungewiss. Ihre Haltung, eine höfliche Distanz gegenüber der Welt, steht in Kontrast zum Konfrontationskurs der jüngeren. Als sinnlichere der beiden beschränkt sich ihre Aufarbeitung des Familienkonflikts auf die Beziehungsebene. Der Erzählerin fällt auf, dass sie einen Arzt nicht-deutscher Herkunft geheiratet hat, allerdings ohne die Mängel des Vaters. Sie unterstellt ihr außerdem, dass die Oberflächlichkeit ihrer Art letztendlich ihr Leben und die Erziehung ihrer Kinder charakterisiert. (S. 191f.) Mag sein, dass in den ausgeschmückten Beschuldigungen ein wahrer Kern steckt, lassen sich doch deutlich Parallelen zur Mutter ziehen. Es wird nicht klar, inwieweit die Schwester sich mit dieser Problematik auseinandersetzt, nur, dass auch bei ihr ein Überdenken der eigenen Lage in Gang einsetzt. Aus ihrer kühlen Distanz verschafft sie sich Ausgang, in dem sie sich einen Moment unkontrollierter Wut erlaubt, von ihrer Musterehe nimmt sie zumindest momentan Abstand und wendet sich einem Mann zu, der äußerlich ihrem Vater entspricht.

Beide können auch am Ende der Reise nicht aus ihrer Haut. Der Roman entlässt die Schwestern nach Deutschland, wohin sie ihre Konflikte mitnehmen. Die Qualität ihrer Identitätsarbeit hat sich jedoch verändert, das Ziel ist ein anderes. „Ich will ein leeres Blatt werden, sagte der Vater, mich nicht länger hinter Vorhängen und Wolken verstecken. Wer's glaubt, wird selig, dachte ich. Mir würde genügen, wenn du mit dem blöden Seiltrick aufhören könntest.“ (S. 234)

IV. 2. 7. Migration im Roman

Sibylle Lewitscharoff greift für ihren Roman auf Versatzstücke ihrer eigenen Biographie zurück. Es ist auffällig, dass die Gestaltung des Schutzumschlags von der Autorin selbst stammt: Eine Collage, die unter anderem den bulgarischen Reisepass von Lewitscharoffs Vater verwertet.⁷³ Die familiäre Herkunft von Autorin und Erzählerin ist gleich, und einzelne charakterliche Parallelen wie die jugendliche Anhängerschaft zum Trotzkismus beider Frauen lassen sich isolieren,⁷⁴ während die Rahmenhandlung und Ereignisse der Erzählung konstruierte Fiktion sind.

⁷³ Eberhard Falcke, „Das Unglück, mal ganz fidel“, *Die Zeit* 64/Nr. 10 (26.2.2009).

⁷⁴ Lewitscharoff, „Bulgarien“

In *Apostoloff* reisen zwei Deutsche durch das Herkunftsland ihres Vaters. Die Frage, ob es in diesem Roman überhaupt um Migration geht, ist also, den obigen Erläuterungen zur Verwendung des Bulgarienmotivs zum Trotz, legitim. Das Fremde in der eigenen Familie oder Person ist nicht per se gebunden an geographische Handlungsorte, diese liefern aber in diesem Fall einen Schauplatz, der aufgrund seiner Eigenschaft als Projektionsfläche für persönliche Konflikte, als beinahe eigenständig handelnd oder zumindest sprechend erscheint. Natürlich könnte Lewitscharoff einen ähnlichen Konflikt andernorts inszenieren, und die Protagonistin würde in ihrem Unglück ohne Probleme einen Weg finden, sich ihren Vater als den fremden Mann zu erschaffen. Diese psychologische Taktik wird aber dann für jedermann verständlich, wenn das Reich des Vaters sich auf der Landkarte findet. Hier zeigt sich der Mehrwert bikultureller Schreibweisen, die aus Erfahrung mit der Hybridität von Kultur spielen und sie so einsetzen können, dass dem Leser das Verständnis des Geschriebenen näher liegt.

IV. 3. Yadé Kara. Cafe Cyprus.

IV. 3. 1. Autorin und Roman

Yadé Kara schaffte bereits 2003 mit ihrem Debutroman *Selam Berlin* ihren literarischen Durchbruch. Als polyglotte Weltbürgerin, die in London, Istanbul und Hongkong gelebt und in verschiedenen Berufen gearbeitet hat, verarbeitet die türkischstämmige Anglistin und Germanistin aus Berlin ihre Beobachtungen und Erfahrungen zum Thema Migration in Unterhaltungsromanen. Für *Selam Berlin* erhielt sie den Deutschen Bücherpreis und den Chamisso-Förderpreis. 2008 erschien der Roman *Cafe Cyprus*, der inhaltlich direkt an ihr Erstlingswerk anknüpft.

IV. 3. 2. Handlung

Hasan Kazan, Ex-Politologiestudent aus West-Berlin, zieht kurz nach dem Fall der Mauer nach London, weil er sich in Berlin nicht mehr heimisch fühlt. Vom Tempo und der kulturellen Vielfalt der Metropole begeistert, versucht er, sich mit mehreren Jobs eine Existenz aufzubauen und belegt einen Englischkurs. Mit seinem Cousin Kazim versucht er, ein Kebap-Startup aufzubauen. Dort trifft er Betty, ebenfalls ehemalige Berlinerin und Englischschülerin, und ihren manisch-depressiven Freund Khan, die sich mit einem Jackenverkauf auf dem Portobello Market über Wasser halten. Durch einen weiteren Job an der Deli-Theke eines türkischen Supermarktes lernt er die Szene der ansässigen Exilzyprioten kennen, die sich im Cafe Cyprus gegen die britische Mehrheitsgesellschaft verschanzen und, wie ihre Landsleute auf der heimatlichen Insel, in Fraktionen mit- und gegeneinander politisieren.

Im Supermarkt stößt Hasan auch auf Hannah, eine junge, aufstrebende Modedesignerin jüdisch-türkischer Herkunft, und verliebt sich in sie. Nach einigen zaghaften Annäherungsversuchen werden die beiden ein Paar, gehen jedoch bald wegen Hasans Eifersucht getrennte Wege. Derweil kommt es im Cafe Cyprus zum Eklat, als der geistig verwirrte Hikmet heiliges Wasser aus Mekka aus einer Rakiflasche trinkt und die anwesenden Muslime derart in Rage bringt, dass eine Schlägerei ausbricht. Wenig später wird Hikmet niedergestochen aufgefunden. Im Kranken-

haus erliegt er schließlich seinen Verletzungen.

Die Beziehung zwischen Betty und Khan bröckelt, da Betty mit den Anfällen Khans nicht mehr zurechtkommt. Als Hasan unvorsichtigerweise einem stadtbekannten Sonderling auf dem Markt zu nahe kommt, greift dieser ihn und Khan an und beschert letzterem eine Kopfverletzung, die eine Verschlimmerung seines Zustands zur Folge hat. In ihrer Verzweiflung hat Betty daraufhin eine kurze Affäre mit Hasan.

Hasans Cousine Leyla meldet ihm telefonisch den Besuch seiner Mutter an. Das Wiedersehen verläuft durchwachsen, da die Mutter sich ein erfolgreicherer Leben für ihren Sohn wünscht. Sie nutzt den Besuch in London dafür, Verwandte ihrer zukünftigen Schwiegertochter zu besuchen, denn Hasans jüngerer Bruder in den USA hat sich inzwischen verlobt. Die multikulturelle Umgebung scheint ihr zu gefallen, allerdings bekommt sie im Britischen Museum einen Wutanfall angesichts der ihrer Ansicht nach unpassenden Ausstellung einer Prachtausgabe des Koran. Ihre Begeisterung für England ist anschließend dahin und sie reist ab.

Nachdem Hasan den verwirrten Khan im türkischen Supermarkt aufgreift und bei Betty abgeliefert, verlässt diese für eine Weile die Stadt. Hasan bemüht sich erfolgreich um die Versöhnung mit Hannah. Sie zeigt sich verbindlicher als zuvor, stellt Hasan ihren Eltern vor und bittet ihn, bei ihr einzuziehen. Im Cafe Cyprus lenkt der Bosnienkrieg von den eigenen Lagerkämpfen ab, eine anti-europäische Stimmung breitet sich aus. Ali, der Besitzer, eröffnet Hasan, dass er eine zweite Filiale seines Geschäfts gründen und auf lange Sicht nach Zypern zurückkehren will. Hasan und Kazim übergeben ihr Kebapgeschäft an Bekannte und widmen sich dem Aufbau des neuen Supermarktes und eines eigenen Coffee Shops.

Bei einer Party, die Hasan anlässlich Hannahs Geburtstag organisiert hat, deutet sich ein neuer Konflikt an. Ein Freund bietet Hannah einen Job in New York an, den diese begeistert annimmt, ohne sich mit ihrem Partner abzusprechen. Sie versteht seinen Ärger nicht und die Beziehung zerbricht schließlich darüber. Hasans Stimmung kippt daraufhin und er fühlt sich in London nicht mehr wohl, bis er zufällig Betty in der Tube begegnet. Die hat sich inzwischen von Khan getrennt. Beide beschließen, in Lavender Hill eine WG aufzumachen.

Hasans Familie kommt in Istanbul zur Hochzeit des jüngeren Bruders zusammen. Als er nach London zurückkehrt, ist Betty auf dem Weg, wieder mit Khan zusam-

menzukommen. Außerdem findet er ein Fax, indem Hannah ihre Rückkehr ankündigt. Auf dem Notting Hill Carnival findet sich Hasan erneut im multikulturellen Getümmel wieder, das für ihn von Anfang an die Attraktivität der Stadt ausmacht. Er beschließt, zu bleiben.

IV. 3. 3. Erzählweise

Der Roman ist aus der Sicht des personalen Ich-Erzählers Hasan verfasst. Die Handlung läuft linear ab, größere Sprünge gibt es nicht; Dies wäre aufgrund der Fülle an Inhalt auch dem Leseverständnis allzu abträglich. Die Autorin erzählt temporeich und sprachgewandt, wobei der Stil gewollt einfach ist. Kaum ein Absatz kommt alleine mit Schriftdeutsch aus, immer mischen sich in die Berliner Schnauze des Protagonisten englische und türkische Wendungen – die dankenswerterweise stets erklärt werden – sowie vulgäre Umgangssprache. Diese Aneinanderreihung von Sprachfetzen unterstützt den dynamischen Fluss der Erzählung und erzeugt eine Atmosphäre des Unsteten.

IV. 3. 4. Migration im Roman

Cafe Cyprus ist kein Roman mit klassischem Spannungsbogen – etwas plakativ ausgedrückt könnte man sagen, in diesem Buch passiert eigentlich nichts. Geschildert wird lediglich der Alltag in Hasans London, Anfang und Ende sind offen. Der Leser bekommt nicht den Eindruck, als sei es die Geschichte, auf die es hier ankommt. Yadé Kara sagt über ihre Arbeitsweise: „Ich sammle hier und da Stimmungen, Atmosphären, Sätze und beobachte.“⁷⁵ Das passt. Charakterstudien sind nicht ihre Sache, die Autorin skizziert ihre Figuren und stellt sie einander gegenüber, damit sie über das eigentliche Thema des Buches reden: Migration aus der Perspektive der Ankommenden.

75 Enno E. Peter, Yadé Kara, „Ich hatte die Figur vor Augen und den Ton im Ohr“. Das Berliner Zimmer im Gespräch mit der Berliner Autorin Yadé Kara“, Internet: http://www.berlinerzimmer.de/eliteratur/yadekara_interview.htm, zuletzt geprüft am: 09.06.2009.

IV. 3. 4. 1. London

Das London der frühen 1990er Jahre, das Kara als Schauplatz wählt, ist zu jener Zeit bereits mehr von Einwanderung geprägt als andere europäische Städte. Auf den Straßen und in der Tube ist die kulturelle Vielfalt weithin sichtbar, was Hasan begeistert. „In London war das Andersaussehen, Anderssein schon längst so selbstverständlich wie eine Tasse Tee mit Milch. Die legere Art und Weise, wie diese Menschen mit ihrer Herkunft und ihrem jetzigen Londoner Leben umgingen, hatte mir am Anfang fast die Augäpfel rausgerissen, weil ich das von Berlin nicht gewohnt war.“⁷⁶ (S. 170)

Das London der Einwanderer ist ein offenes System, in das Hasan sich schnell integrieren kann. Neuankömmlinge finden Anschluss an die bereits etablierte Gemeinde ihrer Landsleute, die sich gegenseitig Arbeit vermitteln. „Ehrlich gesagt, war für mich das coole hippe London das London der Menschen aus aller Welt. [...] Langsam entwickelte ich mich zum Experten für Aussprache, Akzente des Englischen, daran war diese Sprache reich, bunt und witzig.“ (S. 65)

Hasan vergleicht oft das bunte London mit dem auf Integration bedachten Berlin und lobt die kritiklose Unbefangenheit, mit der kulturelle Unterschiede gelebt und hingenommen werden. Die Metropole hat die Attraktivität dieses Gedankens längst erkannt und gibt sich weltoffen.

Soho war eine einzige große Küche, hier waren sogar die Straßennamen in chinesischen Schriftzeichen geschrieben. Wahrscheinlich wegen der Touristen, damit es authentisch wirkte. Wie würde denn die Oranienstraße in Kreuzberg auf Türkisch heißen? [...] Keine Ahnung. Jedenfalls wäre dies eine Angelegenheit für das Berlin Tourist Board. Eigentlich konnte das Bezirksamt Kreuzberg einiges von Soho lernen, wie man zum Beispiel Ethnizität profitabel vermarktet, touristisch aufwertet, aber das Bezirksamt war im Integrationsgelaber versackt und kam da nicht mehr heraus. (S. 128f.)

Was dem flüchtigen Besucher freundlich und offen erscheint, entpuppt sich für den, der länger bleibt, allerdings als konfliktanfällig. Ghettoisierung und soziales Ungleichgewicht sind die Folgen einer zu einseitigen Betonung kultureller Vielfalt, eines Nebeneinanders anstatt eines Miteinanders. Ein kaltes „rip-off-system“ (z. B. S. 67) wird für Hasan zum zweiten Gesicht Londons. „Was die Leute auf

76 Yadé Kara, *Café Cyprus. Roman*, Zürich 2008.

Für eine bessere Lesbarkeit werden Zitate aus dem Roman mit Seitenangaben in runden Klammern ohne Fußnoten direkt in den Haupttext eingefügt.

dieser Insel geschafft hatten, war, den Englischschülern das Gefühl zu geben, dass sie hier frei wären [...] und dafür verlangten sie horrenden Preise für miese Unterkünfte [...] Es war dieses poppige, hippe Image von London, das sie nicely und politely [...] verschachtelten, und dafür bleichten wir.“ (S. 64)

Im Roman wird dies besonders anhand des Beispiels der zypriotischen Gemeinde illustriert.

IV. 3. 4. 2. Cafe Cyprus

Im multikulturellen Stadtteil Haringay lernt Hasan die alltägliche Melancholie der Einwanderungsgesellschaft kennen: „Mehr Fleisch im nächsten Laden, wo eine dicke Frau nach 'Lammleber' fragte. Sie würde gerne 'albanische Leber kochen', erzählte sie dem Fleischer, er antwortete: 'Kalt zu Raki schmeckt sie am besten.' – 'Aaach ja!', seufzte die Frau, 'wo soll ich denn Raki herkriegeln?'“ (S. 78) Hier arbeitet Hasan für den Zyprioten Ali, der dort einen Supermarkt mit geschlossenem Cafe führt. Die Kundschaft besteht fast ausschließlich aus der geschlossenen Gemeinde der Immigranten aus Zypern. Diese haben den türkisch-griechischen Konflikt nach England mitgebracht und tragen ihn beizeiten in heftigen Diskussionen aus. „Während dieser Mokkastunden entstanden Fraktionen, die mir vorher nicht bewusst waren. Eine unsichtbare Linie – Demarkationslinie –, die Nord- von Südzypern trennte, durchlief das Cafe Cyprus. In der rechten Ecke des Cafes hatten sich griechische und in der linken Ecke türkische Zyprioten an Tischen breitgemacht. Es herrschte eine stillschweigende Übereinkunft, dass niemand diese Linie übertrat.“ (S. 51)

Sämtliche politischen Haltungen sind vertreten, von der gemäßigten „Aristoteles- und Platon-Fraktion“ bis zu radikalen Islamisten, „die gleich eine Niederlage, ja eine Kapitulation darin sahen, wenn ein türkisches Mädchen sich in die Arme eines Nigels oder Neils kuschelte.“ (S. 88) Einige scheinen sich alle nur darin zu sein, in einem fremden Land zu leben. Auch wenn die heimischen Dialekte längst mit englischem Akzent gesprochen werden: „Da konnte die Queen abgedankt haben [...] – die wichtigsten Nachrichten blieben die aus Zypern [...] Schließlich wollten alle auf dem neuesten Stand sein, um bei der 'Ideallösung' für Zypern mitzusprechen zu können.“ (S. 145)

Ali ist äußerlich in London angekommen. Der erfolgreiche Unternehmer hat einen britischen Pass, arbeitet in der britischen Hauptstadt und zahlt seine Steuern an den britischen Staat (S. 200), fühlt sich aber heimatlos zwischen England und der geteilten Mittelmeerinsel. „Ali Bey sah sich niemals als einen Immigranten an. Nein, er war ein Exilant, und seiner Meinung nach hatte das Exil seine eigene Flagge, nämlich die farblose.“ (S. 80)

Auf Hasan wirken die Zyprioten, die so ihrer Herkunft verhaftet sind, fremd. „Für mich kamen sie aus einer alten Welt, in der es noch keinen Fernseher, kein Telefon gab [...] Ja, von dieser alten Welt war nichts mehr übrig außer einigen Erinnerungsfetzen. [...] Jetzt saßen dieselben Menschen in einem verrauchten Cafe in Nordlondon, hatten eine Insel mit blauem Meer, sonnigen Küsten [...] verlassen, um auf einer anderen Insel mit kühlen Sommern, feuchten Wintern und mit ihrem Heimweh zurechtzukommen, und wollten dort alles besser machen als daheim.“ (S. 90f.)

Er, der freiwillig in die fremde Stadt gekommen ist, um sich zu „erneuern“ (S. 9) und eine Festlegung seiner persönlichen Zukunft aufzuschieben, hat trotz der gemeinsamen Sprache keinen Bezug zu der Belastung, die die Vergangenheit für diese Zweckgemeinschaft darstellt, und die viele davon abhält, eine neue Perspektive zu entwickeln. Ali zollt Hasans jugendlicher Ignoranz wohlwollende Anerkennung und empfiehlt ihm nur, sich aus den Streitereien herauszuhalten.

Hikmet, der nach der Ermordung seiner Familie auf Zypern „allein und verwahrlost“ in Harringay lebt (S. 82) und aufgrund seiner Verhaltensauffälligkeiten al-lenthalben gemieden wird, wird nach einem Streit von Unbekannten erstochen. Ali zieht ein bitteres Fazit.

Weißt du... wir haben ihn umgebracht, ja wir, London kills you. Von der Polizei aufgegriffen, wie der letzte Dreck behandelt zu werden, als 'wog' beschimpft zu werden. [...] Hikmet trug seine Wunde offen, für alle sichtbar, deshalb mieden die Männer ihn auch, weil er sie immer wieder an ihre Vergangenheit erinnerte, wie tief verletzt und gestört alles war [...] Wir haben ihn umgebracht, weißt du? Wir! Hinter seinem Rücken getuschelt, ihn veralbert, ihn abschätzig behandelt, heimlich verachtet, offen beschimpft [...] ich glaube, einer der Männer hat seine Wut an ihm ausgelassen, ihn mit dem Messer erstochen. (S. 279f.)

„London kills you“ – Je länger Hasan sich in der Stadt aufhält, desto mehr verfestigt sich ein negatives Bild, das mit dem Verhältnis zwischen Migranten und Einheimischen zu tun hat.

IV. 3. 4. 3. England und der Westen

Hasan ist Berliner Türke und kann aus dieser interkulturellen Erfahrung schöpfen, was er für vielerlei Vergleiche nutzt. „England und Türkei hatten einiges gemeinsam: Beide bildeten einst ein großes Imperium, waren Kolonialherren, und beide hatten niemals in ihrer Geschichte eine Revolution, die vom Volk ausgegangen war, wie in Frankreich oder Polen. Irgendwie klebten sie an ihrer Vergangenheit und kamen davon nicht los.“ (S. 74)

In der Multikulti-Metropole London kommt es wenig zum Kontakt zwischen Zuwanderern und Einheimischen. Die Migranten nehmen die Freiheit wahr, ihre Herkunftskulturen zu leben und zu bewahren, fühlen sich aber von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen, die Toleranz feiert und mit Akzeptanz geizt. Ein Blick in die Pubs ist für Hasan aufschlussreich: „Es war Feierabend, und die Leute konnten sich aussuchen, mit wem sie ein Bier trinken wollten. Bei der Arbeit mussten sie vielleicht mit Pakistanis, Afrikanern und Indern arbeiten. Aber am Abend hatten sie die Wahl. Ich checkte: Hier und da ein braunes Gesicht, sonst war alles käseweiß und großstädtisch.“ (S. 131)

Der mangelnde Umgang miteinander schafft Vorurteile auf beiden Seiten. Es dauert lange, bis Hasan gebürtige Engländer trifft, und der Erstkontakt verläuft unangenehm. „Ich hatte das Gefühl, dass sie jede Bewegung, jedes Wort von mir still registrierten und sich wahrscheinlich über meine deutsche Aussprache der dämlichen Vokale und des verdammt 'Th' im Englischen wunderten, obwohl ich nicht blond und blauäugig war. [...] Offensichtlich war ich kein boy from Eaton, aus Surrey oder Kent, nein, ich war a strange foreigner from Germany für sie. [...] Das waren also die ersten Engländer, mit denen ich näher zu tun hatte.“ (S. 141) Diese Szene macht deutlich, was für einen Unterschied es für Migranten macht, untereinander oder mit Einheimischen zu kommunizieren. Eigene Unsicherheiten und Vorurteile, die innerhalb der multikulturellen Community wenig aufkommen, richten sich gebündelt gegen die Mehrheitsgesellschaft.

Besonders Betty fühlt sich von den Engländern herausgefordert und findet nicht den richtigen Kommunikationsmodus. „Betty war klar und deutlich in allem, was sie sagte und machte. [...] Natürlich löste Betty damit Missverständnisse und Unbehagen bei den Londonern aus, ohne sich dessen bewusst zu sein.“ (S. 74) Auf

der anderen Seite lässt sie sich von unschönen, aber alltäglichen Fehlritten anderer aus der Ruhe bringen. Ein dahingesagter Hitlergruß ihres Englischlehrers bringt sie in Rage und nimmt ihr die Motivation, sich mit Einheimischen anzufreunden. Wenn andere Deutsche sich um angepasstes Verhalten bemühen, mokiert sie sich darüber (S. 58).

Auch Ali macht keinen Hehl aus seinen Ressentiments: „[...] denk nicht soviel wie diese englischen Toastbrote, zu weich, zu blass und zu kahl. Die machen einen schwach, diese ständig brütenden Kahlköpfe. Mit ihrem faden pappigen Weißbrot, ihrem Howdoyoudo-Gequatsche ziehen sie die Immigranten auf ihre Seite.“ (S. 180)

In der als oberflächlich wahrgenommenen Toleranz gegenüber Einwanderern wittern viele eine versteckte Ablehnung. Kazims Frau Sukjeet bringt den Frust, der bei den Figuren des Romans überwiegt, auf den Punkt.

Die Leute sind ignorant, sie leben auf einer Insel mit 242910 km² Furzfläche und sehen sich als Sprachmittelpunkt der Welt. Wie sonst willst du mir erklären, dass aus dem Namen Vidiadhar Surajprasad Naipaul kurz V. S. Naipaul wurde? Vita Sackville-West wird ja auch nicht V. S. West genannt? [...] Das sind dann die hippen, weißen Westler-Kosmopoliten. Und wenn diese Typen in die Politik gehen und was für ihre ausländischen Mitbürger machen, wie zum Beispiel Straßenfeste mit karibischer oder arabischer Küche in Brixton und Notting Hill, ja, dann feiern sie gleich die Multikulturalität. Aber sobald ein Araber oder Schwarzer bei denen auf der Matte steht oder gar ihr Vorgesetzter wird, ja dann besinnt man sich sofort wieder auf kontrollierte Immigration, pocht auf Anpassung etc. [...] Wenn du durstig durch die Sahara gegangen bist, Wochen auf einem griechischen Kutter im Mittelmeer ausgeharrt hast, es dann über italienische und spanische Auffanglager nach England geschafft hast – die ganze internationale Erfahrung eines underdog gesammelt hast, gilst du nicht als Kosmopolit, sondern als asylum seeker, wog, nigger! (S. 163f.)

Hier haben sich Vorurteile verhärtet, die durch die wenigen Situationen im Roman, in denen es zum Dialog mit Einheimischen kommt, nicht widerlegt werden. Hasan weiß noch am ehesten über die automatische Solidarisierung und Abgrenzung von Migranten Bescheid, weil er sich an Aufenthalte in Istanbul erinnert: „Kaum waren drei, vier Engländer oder Deutsche an einem Freitagabend bei Bier und Zigaretten zusammen, schon wurde alles von der Istanbuler Bürokratie, dem Verkehr, der Schulerziehung bis hin zu den Hausfrauen kritisiert, wurde gelästert, gemurrt und Kopf geschüttelt.“ (S. 70) Doch auch ihm stoßen Begegnungen wie die mit Hannahs englischer Freundin auf einer Party sauer auf: „'Ooohhh – you're a guestarbeiter?' fragte sie mit hochgezogenen Brauen. Ich schüttelte heftig den

Kopf und hoffte, dass sie dieses eindeutige NEIN verstand. [...] 'No?' fragte sie überrascht. 'Ooohhh I know, you're a Turkish delight!' stellte sie lachend fest und schüttelte ihre roten Locken. [...] wäre ich ein Pakistani, Inder oder ein Schwarzer – no chance, dass diese rote Trulla sich mit mir unterhalten [...] hätte. 'Turkish delight' klang gut, schmeckte gut. Wollte sie mich vielleicht als Toffee verschlingen?“ (S. 293f.)

In der Abneigung gegen die ehemalige Kolonialmacht England schwingt ein generelles Misstrauen gegenüber der „westlichen“ Gesellschaft und deren Einfluss auf die eigene Kultur mit. Die Angst vor Assimilation ist besonders bei den auf ihre Tradition bedachten Zyprioten groß. So stellt Ali fest: „Der Westen [...] ist bis in unsere Brühwürfel, bügelfreien Hemden und Toffees vorgedrungen. Schweineknochenmark haben sie in Form von Gelatine in die Marmelade, Kapseln, Joghurts, ja sogar in die Bonbons unserer Kinder getan.“ (S.183)

Von dieser negativen Stimmung lassen sich dabei auch Menschen mitreißen, die eigentlich keinen Grund hätten, sich mit sozialen Underdogs zu identifizieren, wie Hannah, die zwar einen Migrationshintergrund hat, jedoch aus wohlhabenden Verhältnissen stammt und in einheimische Kreise integriert ist. Sie beschließt, mit einem Modeprojekt Protest zu üben. „'Schau mal dieses Che-Guevara-T-Shirt an! Und jetzt mit einem Label made in Bangladesh...! [...] Das ist es. Diesen Nutella-Rebellen im Westen ihre eigene Stupidität verkaufen!', forderte Hannah überzeugt.“ (S. 304)

Was sie nicht davor bewahrt, von Hasan wenig später in eben jene Schublade gesteckt zu werden, die sie selbst geöffnet hat: „Hannah war einfach zu sehr verwöhnt vom Leben. [...] Ja, wenn ich die Leute um Hannah und aus meiner Berliner Unizeit genauer betrachtete, dann bestand doch das einzige Drama dieser Nutella-Typen in ihrer Beziehung – allenfalls waren sie noch Scheidungskinder.“ (S. 338)

Aus der harschen Kritik an der englischen Mehrheitsgesellschaft erwachsen im Roman Diskussionen über die andere Seite, die Migranten selbst. Eine schwierige Angelegenheit, denn was bleibt übrig, wenn das sture Nebeneinander und die Anpassung schlecht möglich und auch nicht gewünscht sind?

IV. 3. 4. 4. Selbstwahrnehmung der Migranten

Yadé Kara zeichnet ein positives Bild von ihren neuen Londonern, streift aber dabei fast die Karikatur. Hasan freut sich über Ismael und Ismet, die bosnischen Brüder, die sich mit den Tugenden eines Gastarbeiters der 60er Jahre – schnell, ehrgeizig, eifrig – voranarbeiten und immer müde von der Arbeit sind (S. 61). Wer sich an die Forderungen der Südwind-Gruppe erinnert, (s. II. 3.) wird aufhorchen. Für Hasan ist der Fall klar: „Dieses intellektuelle Auseinandersetzen mit kulturellen Eigenheiten blabla... hielt einen nur auf, wirklich. Ich meine, was brachte es mir nun, dass ich mir das englische Parlamentsgebäude angesehen, die Tate Gallery besucht und *The Catcher in the Rye* gelesen hatte? Ich gab nur Geld aus, bekam aber keins in die Kasse.“ (S. 188)

Geld ist es, worum sich für die jungen, nicht-traditionsgebundenen Migranten alles dreht. Dabei führen sie, die kein gutes Haar an ihrer Wahlheimat lassen, ihre eigenen Argumente ad absurdum. Hasan: „[Mir gefällt] das London der bengalischen Ladenbesitzer, der Brixton girlies und der Märkte [...] Es hat mehr Farbe, mehr Leben, mehr Dynamik und ist großzügiger als das London der Börsianer und anderen Haie. Diese Dagobert-Duck-Logik: Reichtum ins Unermessliche zu steigern – pathetic!“ (S. 316)

Die englische Kultur soll also wertlos, weil nicht einträglich sein, während alleine die Migrantenszene London „Pep in diese Nullachtfuffz’n-Ecke“ bringt, weswegen Hasan sich eine Vergütung durch das Fremdenverkehrsamt wünscht (S. 123) – aber der Kapitalismus ist freilich ein Instrument der Imperialisten.

Aus der Selbstwahrnehmung als Angehörige eines globalen Prekariats erwächst besonders bei Betty eine elitäre Neigung. Sie trägt nebenbei noch einen Generationenkonflikt der Weltbürger aus, wenn sie ihrer Mutter, die selbst viel herumgekommen ist, vorhält, dass die Nachkriegsgeneration daran schuld sei, wenn junge Auswanderer es schwerer hätten, sich eine Existenz im Ausland aufzubauen, als früher: „Ihr hattet es doch damals einfach. Mit Wirtschaftswunder, Vollbeschäftigung, einmal Indien und zurück und dann mit Sozialpädagogikstudium zur Geschäftsführerin werden. Pah! [...] Unsereins schlägt sich mit Furzjobs durchs Leben, und diese Revolutionäre sitzen jetzt in Toppositionen, verlagern Arbeitsplätze nach Vietnam, Indien und Bangladesh und lassen dort für ’nen Penny Kinder ar-

beiten [...] Ihr hattet die Zuversicht, dass ihr feste Arbeitsverträge, Gehälter und Rente bekommen würdet!“ (S. 341)

Der Anspruch der jungen Migrantengeneration wird von Hasan zusammengefasst:

Es waren diese neuen Londoner, die Kuldeep, Salma, Ali, Kim, Mereyem, Kirandeep hießen, mit denen ich auf gleicher Wellenlänge war. [...] Wir waren die neue Boheme, die die Szenen Stück für Stück eroberten. Wir schafften neue Bilder, neue Sprachen, neue Gewohnheiten, eine neue Person und stellten das Alte in Frage. Unser Hintergrund, unser kulturelles Gemisch machte uns wacher und empfänglicher für die Betrachtung unserer Umgebung aus verschiedenen Perspektiven. Oft veräppelten wir heimlich die kleinkarierten Denker, [...], die uns mit ihren engen Schablonen zu bewerten versuchten, uns als eine Generation des 'Dazwischen' sahen. Denn im Grunde genommen konnten wir sie zehnmal schlagen, wir waren flexibler, schneller. Wir trugen all die historischen, kulturellen und politischen Gegensätze in uns, und wir wuchsen daran und schlugen Brücken. [...] wir [...] hoben den Unterschied zwischen placed und displaced auf. Wir [...] zogen Europa mit uns, manchmal ging es hinkend, manchmal schleppend, manchmal wie ein kleines Kind schreiend und sich auf den Boden werfend. (S. 316f.)

Mit den „eindimensionalen Holzköpfen“, die von einer „verlorenen Generation“ (S. 317f.) von Zuwanderern sprechen, will man nichts zu tun haben. Stattdessen wird die eigene Hybridität gefeiert und eine monokulturelle Mehrheitsgesellschaft als minderwertig deklariert.

IV. 3. 5. Zusammenfassung

Dass Monokulturen als solche nicht existieren, weil Hybridität kulturimmanent ist, steht auf einem anderen Blatt (auch in dieser Arbeit, s. II. 5.).

Yadé Kara jedenfalls portraitiert in *Cafe Cyprus* einen relativ neuen Migrantentypus: den Migranten aus freier Entscheidung. Nicht wirtschaftliche Armut oder politische Entrechtung vertreiben Hasan Kazan aus Berlin, sondern der Wunsch nach einem neuen Lebensgefühl. Charakteristisch ist seine anfängliche Begeisterung über die neue Umgebung und der Wunsch, sich mit Gleichgesinnten zu umgeben. Gut ausgebildet und mit sozialen Kontakten reichlich ausgestattet strebt die multikulturelle Gemeinde nach Selbstverwirklichung und stellt den Anspruch, mitgebrachte Eigenheiten zu leben und gleichzeitig ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft im Ankunftsland zu sein.

Die zypriotische Gemeinde hat des Bürgerkrieges wegen die Heimat verlassen und reagiert auf die besondere Art der englischen Gesellschaft, mit Einwanderern

umzugehen – kühle Distanz – mit Ghettoisierung und nostalgischer Abkapselung. Damit geben sich andere nicht zufrieden: Hasan und Betty, Kazim und Sukjeet sind nicht aus Not gekommen und sehen sich nicht als Gestrandete oder Schutzsuchende, sondern durchaus zurecht als Bereicherung für England. Sie sind sich ihrer interkulturellen Kompetenz bewusst, machen aber dann doch Bekanntschaft mit einem gesellschaftlichen Automatismus: der unbedingten Skepsis der Einwanderer gegenüber der einheimischen Bevölkerung, die ja eben jene Erfahrungen nicht teilt und somit etwas abschätzig betrachtet wird. Dabei spielt die eigene Unsicherheit, die trotz des gemeinschaftlichen Selbstbewusstseins natürlich besteht, eine Rolle. Denn die Mehrheitsgesellschaft erscheint jedem Zugewanderten für sich zunächst als geschlossener Kreis, und wer innen steht, sieht den Neuankömmlingen den Mehrwert nicht von vorneherein an.

Cafe Cyprus ist ein scharfsinniger Roman. Der Leser merkt, dass die Autorin an vielen Diskussionen, die sie ihre Figuren führen lässt, selbst im Laufe ihrer Aufenthalte in verschiedenen Ländern beteiligt gewesen sein muss. Yadé Kara holt die Politik zurück in die Migranteliteratur und verpackt sie in zugängliche Unterhaltung. Damit erschließt sie einem breiten Publikum neue Perspektiven.

IV. 4. Autobiographisches Erzählen

IV. 4. 1. Entwicklung eines neuen Genres

Das Thema Migration hat einen langen Weg durch die deutsche Literaturlandschaft zurückgelegt. Wie der Überblick über die Entstehung der polykulturellen Literatur in Deutschland zeigt, hatten die AutorInnen von Anfang an einen hohen ästhetischen Mehrwert oder eine sozialpolitische Programmatik im Blick – andernfalls hatten sie ja auch in der engen Nische, in der Migrantenliteratur publiziert wurde, keine Chance (siehe II.). Später wurden die Romane einer neuen Generation, der SchriftstellerInnen wie Emine Sevgi Özdamar, Feridun Zaimoğlu oder Ilija Trojanow angehören, zu großen Erfolgen. Mit der Chamisso-Literatur wird eine Marke für qualitativ hochwertige und innovative Literatur geschaffen, die sich an anspruchsvolle Leser mit und ohne Migrationserfahrungen richtet.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass der Bereich der Unterhaltungs- und Trivialliteratur recht lange ohne entsprechende Titel auskam. Es schien, als sei kein Bedarf an leichten, weniger ambitionierten Erzählungen zum Thema vorhanden. Beizeiten lag der Verdacht auch nahe, man könne über das triste Schicksal der Einwanderer nichts Unterhaltsames schreiben. Auf diesem Segment des Buchmarktes reussierten lediglich Schicksalsberichte von Frauen, die gegen ihre Entrechtung protestieren, wie zuletzt Inci Y. (*Erstickt an euren Lügen*, 2005) oder Ayşe (*Mich hat keiner gefragt*, 2005). Sie erreichten ein breites Publikum und trugen viel zur Aufklärung, aber auch zur Besorgnis über sich entwickelnde Parallelgesellschaften in Deutschland bei. Selbstverständlich geben solche Darstellungen stets nur einen kleinen Ausschnitt der Einwanderungsgesellschaft wieder und können im schlechtesten Fall dazu führen, dass Vorbehalte wachsen, wenn nicht andere zur Feder greifen und das Bild, das entsteht, durch positive Aspekte ergänzen.

Genau das tun in letzter Zeit immer mehr AutorInnen, oft Frauen, meist mit türkischen Wurzeln. Sie verfassen keine Romane im klassischen Sinn, sondern erzählen aus ihrem Leben. Titel wie *Candlelight Döner*, *Der Türke: das Original*, *Gestürzte Weihnacht* etc. lassen erahnen, welcher Ton hier angeschlagen wird. Die Biculturalität wird nicht problematisiert, sondern gefeiert. Es lohnt aber, genauer

hinzusehen. An zwei aktuellen, sehr erfolgreichen Titeln dieses Genres werden unterschiedliche Potentiale der „Neuen Leichtigkeit“ sichtbar. Es sind dies *Einmal Hans mit scharfer Soße* von Hatice Akyün und *Tante Semra im Leberkäseland* von Lale Akgün.

IV. 4. 2. Die Autorinnen und ihre Bücher

Lale Akgün wurde 1953 in Istanbul geboren. Die Tochter eines Zahnarztes und einer Mathematikerin zog im Alter von neun Jahren mit ihren Eltern nach Moers im Ruhrgebiet. Sie machte an einer katholischen Schule ihr Abitur, promovierte in Psychologie und ist approbierte Psychotherapeutin. Heute ist sie Abgeordnete und darüber hinaus islampolitische Sprecherin für die SPD im Deutschen Bundestag. 2008 erschien ihr Buch *Tante Semra im Leberkäseland: Geschichten aus meiner türkisch-deutschen Familie* im Krüger-Verlag.

Hatice Akyün, Jahrgang 1969, wuchs unweit von Akgün auf, nämlich in der Industriestadt Duisburg. Der Vater, der als Gastarbeiter im Bergbau tätig war, holte die Familie 1972 aus ihrem Dorf in Zentralanatolien nach Deutschland. Im Gegensatz zu Akgüns Eltern waren die Akyüns Analphabeten, Hatice ging zunächst zur Hauptschule, bevor sie die Mittlere Reife und später das Abitur ablegen konnte. Es folgten eine Ausbildung, ein Auslandsjahr in New York, ein abgebrochenes BWL-Studium und ein Volontariat bei einer Regionalzeitung, über das sie schließlich den Beruf der Journalistin kennenlernte und weiterverfolgte. Sie ist Expertin zum Thema Frauen in muslimischen Ländern und schrieb zu diesem Thema unter anderem mehrere Reportagen für den *Spiegel*. 2005 veröffentlicht sie im Goldmann-Verlag ihr erstes Buch *Einmal Hans mit scharfer Soße: Leben in zwei Welten*, zu dem inzwischen auch die Fortsetzung *Ali zum Dessert* erschienen ist. Für ihr Blog *Neulich in der Parallelwelt*, in dem sie regelmäßig aus ihrem Leben erzählt, wurde sie 2009 für den Grimme-Online-Award nominiert.

Zwei völlig unterschiedliche Biographien also – außer der Abstammung aus der Türkei und den Umstand, dass beide eigentlich keine Schriftstellerinnen sind, scheinen die beiden Autorinnen nichts gemeinsam zu haben. Dennoch werden ihre Bücher gerade wegen des gemeinsamen Geburtslandes in einem Atemzug genannt und finden sich gemeinsam auf Themenlisten der Buchhändler. Sind die Haltun-

gen und Schreibweisen überhaupt vergleichbar?

IV. 4. 3. Inhalt

IV. 4. 3. 1. Lale Akgün. Tante Semra im Leberkäseland.

Lale Akgün holt für ihre Erzählung weit aus. Auf den ersten 100 Seiten beschreibt sie die Ereignisse von 1962 bis 1964, die dazu führen, dass die Familie sich dauerhaft in Deutschland niederlässt. Der Vater beschließt auf einem Kongress spontan, eine auf zwei Jahre befristete Stelle anzunehmen und holt die Mutter und die beiden Töchter nach. Seine Frau ist von Anfang an wenig begeistert und sehnt sich zurück nach Istanbul. Die intellektuelle Kemalistin findet die deutsche Gesellschaft der 1960er Jahre provinziell und rückständig. Dass ihr Kind auf eine konfessionelle Schule geht, ist ihr als Laizistin ein Greuel. Mehr aus Trotz denn aus religiösem Pflichtbewusstsein lehnt sie Schweinefleisch bei jeder Gelegenheit demonstrativ ab, um ihre Fremdheit zu betonen.

Lales Vater hingegen hat als erklärter Atheist keinerlei Probleme mit der deutschen Küche. Der Sozialist aus gutem Hause versucht, über einen Gesprächskreis für Gastarbeiter das Klassendenken in Deutschland zu fördern, scheitert aber an seiner Unkenntnis über deren Lebenswelt. Auch die erste Kontaktaufnahme zu den Nachbarn liefert der Autorin Material für zahlreiche Anekdoten. Dass sich die Cocktail-Party nebenan als Bibelkreis entpuppt und die amerikanische Familie von gegenüber einen Wandteppich mit einer Abbildung von Jesus Christus vorbeibringt, ist dem Vater ein steter Anlass zur Heiterkeit und für die Mutter ein Ärgernis.

Lale wird derweil eingeschult und stellt fest, wie unterschiedlich das deutsche Schulsystem im Vergleich zum türkischen ist. Das tägliche Gebet, die Geschlechtertrennung auf dem Schulhof und die körperliche Züchtigung durch die Lehrer sind ein Kulturschock für die Neunjährige.

Ein Besuch von Tante Semra, der Cousine des Vaters, ist den Kindern eine willkommene Abwechslung. Die lebenslustige Frau vermisst die Familie und will ihren Mann, einen zypriotischen Obsthändler, überzeugen, eine Geschäftsfiliale in Deutschland zu eröffnen.

Nach Ablauf der zwei Jahre besteht die Mutter auf eine Rückkehr, der Vater hingegen würde lieber nach Island weiterziehen, als zurück in die Türkei zu gehen. Ein Familienurlaub in der Heimat soll der Entscheidungsfindung dienen. Der gefundene Kompromiss stellt alle zufrieden: Die Familie bleibt in Deutschland, die Mutter nutzt die Gelegenheit, um ihr angefangenes Ingenieursstudium weiterzuführen.

Die Erzählung macht einen Zeitsprung von 10 Jahren. Inzwischen hat sich die Familie gut eingelebt, fühlt sich aber von den deutschen Nachbarn oft auf den Migrantensstatus reduziert. Die Mutter reagiert auf Fragen zu ihrer Herkunft und der Situation in der Türkei mit unwirscher Verweigerung, der Vater verbreitet sein politisches Weltbild. Besonders eine neu hinzugekommene Nachbarin, die mit missionarischem Eifer versucht, die Familie zu integrieren, gerät mit Lales Mutter immer wieder aneinander. Semra, die inzwischen mit ihrem Mann nach Deutschland gezogen ist, freundet sich schnell mit Einheimischen an und ist für die Familie oft ein Fenster nach draußen, so etwa, als sie zu einer christlichen Beerdigung eingeladen wird.

Nach dem plötzlichen Tod von Semras Mann wendet sie sich zum Entsetzen ihrer Familie dem Islam zu und begibt sich auf eine Wallfahrt nach Mekka. Schnell wird jedoch allen klar, dass die Tante ein großes Geschick darin besitzt, religiöse Vorschriften je nach Bedarf auszulegen. So hält ihre neue Neigung sie nicht davon ab, eine feministische Agenda zu verfechten und eine Vorliebe für Rotwein von der Ahr zu entwickeln.

Im letzten Teil ihres Buches widmet sich die Autorin drei interkulturellen Beziehungen, und den Komplikationen, die diese mit sich bringen.

Lales Cousine Nihal verliebt sich in einen Kommilitonen, der einer anatolischen Gastarbeiterfamilie entstammt. Die Istanbuler reagieren mit distanzierter Ratlosigkeit. Ein Besuch bei den Eltern des Zukünftigen offenbart die großen sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen beiden Familien – trotz der gemeinsamen Sprache hat man sich nichts zu sagen. Nihal allerdings besteht auf der Hochzeit, die dann auch stattfindet, zum Leidwesen der meisten Familienmitglieder. Die Seite der Braut glaubt nicht daran, dass die Verwandtschaft des Bräutigams eine standesgemäße Feier tragen kann, die Seite des Bräutigams wiederum empört sich auf dem Fest über den Alkoholkonsum der anderen. Lediglich Lales sozialisti-

scher Vater bemüht sich um Verständnis auf beiden Seiten. Auch nach der Hochzeit gibt es immer wieder Probleme, besonders die Mutter des Bräutigams versteht sich nicht mit Nihal, die das konservative Weltbild ihrer Schwiegereltern unterschätzt hat.

Nihals Schwester Hilal trifft eine ebenso unerwartete Wahl. Nach einer Reihe von unkonventionellen Männerbekanntschaften führt sie einen Deutschen in die Familie ein, der von allen als spießig empfunden und abschätzig „Prösterchen“ genannt wird. Zur Überraschung ihrer Familie, die eine baldige Trennung erwartet, heiratet sie ihn schließlich.

Lale selbst lernt ihren späteren Ehemann Ahmed, einen Grundschullehrer, im Zuge ihrer Doktorarbeit kennen. Die Vorstellung bei seinen Eltern in Ankara ist ein Spießrutenlauf für die unangepasste Frau. Die zukünftige Schwiegermutter gibt sich elegant, bürgerlich und perfektionistisch, was das gepflegte Auftreten und die Sauberkeit ihres Zuhauses angeht. Beim Gegenbesuch in Deutschland treffen zwei Welten aufeinander. Lales Vater ist inzwischen gestorben und die Prinzipien der Mutter haben sich abgeschliffen. Sie führt eine Wohngemeinschaft mit Semra und hat ihre hausfräulichen Tugenden zugunsten eines entspannten Lebensstils aufgegeben. Fand sie zuvor die Familie des Bräutigams ihrer Nichte unstandesgemäß, so brüskiert sie jetzt Ahmeds Mutter durch ihr lässiges Auftreten und Essen vom Lieferdienst.

Zum Ende des Buches erzählt Akgün von ihrer Tochter. Die kleine Aziza hat im Kindergarten aufgrund ihrer Sonderbehandlung als Muslima einige Integrationsprobleme. Während eines Hochzeitsgottesdienstes kommt es gar zu einem Eklat, als der Pfarrer dem verblüfften Kind die Hostie aus dem Mund nimmt. Durch Vorfälle wie diese lernt das Kind, Vorbehalte und Unwissenheit anderer auszunutzen. Künftig entschuldigt Aziza dieses und jenes mit erfundenen Glaubensvorschriften. Lale bewundert dieses Vorgehen als kulturelle Flexibilität.

IV. 4. 3. 2. Hatice Akyün. Einmal Hans mit scharfer Soße.

Hatice Akyün erzählt ihre Geschichte nicht so linear. Das Buch ist in kurze Kapitel unterteilt, in denen es jeweils um einen bestimmten Aspekt ihres Lebens geht. Zunächst stellt sie sich selbst mit dem Dilemma vor, das große Teile ihrer Erzäh-

lung einnimmt: ihre Suche nach einem deutschen Mann mit türkischen Eigenschaften.

Anschließend folgt eine kurze Beschreibung ihrer Familie. Der Vater ist gespalten zwischen seiner türkischen Heimat, nach der er sich oft sehnt, und vielen Dingen, die er an Deutschland vermisst, sobald er dieser Sehnsucht nachgibt. Für die temperamentvolle Mutter sind ihr Haushalt und ihre Familie, die sie gleichermaßen fest im Griff hat, ihre Heimat. Die beiden haben sich nach ihren Vorstellungen ein Zuhause geschaffen und dabei einige Eigenheiten, wie einen extravagante Art, ihre Wohnung einzurichten und ein gebrochenes Deutsch, das mehr Wert auf Zweckmäßigkeit als auf Stil legt, beibehalten. Die Akyüns haben vier Töchter und zwei Söhne. Letztere sind charakterlich sehr unterschiedlich. Mehmet, der ältere, ist ein erfolgreicher Geschäftsmann, der deutsche Klischees wie Ehrgeiz, Fleiß und Pünktlichkeit inzwischen selbstverständlich als türkische Tugenden betrachtet. Der jüngere Bruder Mustafa erfüllt das Klischee vom kleinkriminellen Macho. Fatma, Hatices jüngere Schwester, hat in der Türkei geheiratet und meldet sich oft telefonisch zu Wort, um das in ihren Augen viel zu deutsche Leben der älteren zu kritisieren. Die jüngste Schwester Elif wird als halb traditionelle, halb konsumorientierte Frau dargestellt, deren Lebensinhalt das Fernsehen und die Aussteuer für ihre Töchter sind. Gönül, die älteste Schwester schließlich, ist das „Sprachrohr“, das die verstreute Familie zusammenhält.⁷⁷ (Akyün, S. 20)

Hatice selbst führt ein unabhängiges Singleleben, mit dem sie selbst sehr zufrieden ist, was ihre Eltern nicht nachvollziehen können. Für die Mutter ist der Zustand ihrer Tochter, die selten kocht und nicht ans Heiraten denkt, ein Zeugnis für eine gescheiterte Erziehung. Besonders das Kochen liegt Mutter Akyün am Herzen, weswegen sie die Familie bei jeder Gelegenheit mit üppigen Menüs versorgt. In ihrem Haushalt hat sie eine großzügige Vorratshaltung für Lebensmittel etabliert, die vor den Schlafzimmerschränken nicht haltmacht. Ein kurzer Versuch Hatices, sich vegetarisch zu ernähren, ist der Familie noch nach Jahren ein Anlass zu großer Heiterkeit, besonders da das gemeinschaftliche Grillen einen wichtigen Faktor im Familienleben darstellt.

Urlaubsreisen in das heimatliche Dorf sind eine prägende Erinnerung für die Au-

⁷⁷ Hatice Akyün, *Einmal Hans mit scharfer Soße. Leben in zwei Welten*, 3. Aufl., München 2007. Für eine bessere Lesbarkeit werden Zitate aus dem Buch mit Seitenangaben in runden Klammern ohne Fußnoten direkt in den Haupttext eingefügt.

torin. Jährlich macht sich die Familie im Mercedes des Vaters auf den langen und manchmal gefährlichen Weg über den Balkan. In der Türkei fühlt sich Hatice zugleich zu Hause und fremd. Die Erleichterung über die Wiederankunft in Duisburg ist schließlich ebenso groß wie die Freude über den Besuch in Anatolien. Als die Großeltern verstorben und der Grundbesitz der Familie verkauft ist, wird das Herkunftsland auch für die Eltern zum Urlaubsland.

Hatice erinnert sich an die Zeit, in der ihr Vater als Bergarbeiter tätig war. Selbst in der Wohnung wurde mit Kohle geheizt. Die Tochter begleitet ihren Vater zum Freitagsgebet in die Moschee, doch die Religion gibt ihr keine Befriedigung. Auch das Kopftuch findet sie hässlich und lehnt ab, es zu tragen, während es für die Mutter selbstverständlich zur Kleidung gehört und die ältere Schwester es als modisches Accessoire nicht missen will.

Eine Lehrerin wird für Hatice zur Identifikationsfigur und sie wünscht sich mehr und mehr Unabhängigkeit. Mit 18 verlässt sie das Elternhaus und beginnt ihren langen Weg zur Berufswahl. Das Verhältnis zu den Eltern entspannt sich, als Hatice lernt, die traditionelle Lebensweise ihrer Eltern zu akzeptieren. Beide Seiten müssen sich aufeinander einstellen.

Ihre Schwestern sind der Ansicht, dass Hatices Suche nach einem deutschen Mann, der ihre Vorstellungen von Leidenschaftlichkeit erfüllt, zwecklos ist, sie besteht aber darauf, keinen Türken zu wollen, obwohl sie seitenweise deren charakterlichen Vorzüge schildert. Ebenso überzeugt ist sie von der überlegenen Schönheit türkischer Frauen – ganz besonders ihrer eigenen. Dies liege an dem hohen Aufwand, den deutsche Frauen so nicht betrieben. Bäder in Milch und Honig, Hamam-Besuche und ständiges Enthaaren, sowie modische statt praktischer Kleidung seien das Erfolgsrezept.

Der Vater drängt Hatice schon, zu heiraten, als sie Anfang zwanzig ist und gibt nicht auf, ihr dieses Anliegen immer wieder vorzutragen. Bei einem Türkeiaufenthalt versuchen die Eltern sogar, sie traditionell mit einem ihr fremden Mann zu verloben. Überrascht spielt sie zunächst mit, lehnt aber dann ab und stößt damit ihre Eltern vor den Kopf. Ihre Geschwister sind größtenteils bereits verheiratet und Hatice erinnert sich an einige typisch deutschtürkische Hochzeiten mit großem Menschauflauf und wenig festlicher Atmosphäre. Als sie 35 ist, eröffnet ihr der Vater, dass er bereits Vorkehrungen für ihre Versorgung als alte Jungfer ge-

troffen hat.

Hatices beste Freundin Julia verkörpert all das, was für sie deutsch ist. Gewissenhaft plant sie ihr Leben durch und arbeitet sogar im Urlaub ihre Listen ab. Die Familienbezogenheit der Akyüns erscheint der ehrgeizigen Frau extrem und einengend.

Nachdem Hatice mit ihrem deutschen Freund Stefan zusammengezogen ist, äußert dieser den Wunsch, ihre Eltern kennenzulernen. Sie warnt ihn mehrfach vor den Konsequenzen, da sie weiß, dass der Vater auf eine baldestmögliche Hochzeit und eine Konvertierung zum Islam bestehen wird. Nichtsdestotrotz wagen die beiden den Schritt. Hatice hat Bedenken, doch das Treffen verläuft ohne Probleme. Ihre Eltern akzeptieren ihre Wahl. Die Beziehung geht wenig später trotzdem in die Brüche.

Das Thema Ausländerfeindlichkeit wird in der Familie unterschiedlich gehandhabt. Während Hatice schützend eingreift, wenn beispielsweise ihre Mutter wegen ihrer schlechten Deutschkenntnisse herablassend behandelt wird, ignoriert diese stolz die Kommentare. Hatice ärgert es, wenn sie für ihr perfektes Deutsch gelobt wird, da es eine zweite Muttersprache für sie ist. Darüber hinaus hat sie nie Probleme, weshalb sie Demonstrationen gegen Rassismus lächerlich findet. Erst durch die Brandanschläge der 1990er Jahre ändert sich ihre Haltung.

Eine neue Beziehung mit einem jungen Politiker beendet Hatice aus Ärger über die latente Ausländerfeindlichkeit seiner Familie. Als sie merkt, dass sie nur akzeptiert wird, weil sie als lobenswerte Ausnahme von der Regel betrachtet wird, zieht sie die Konsequenzen.

Ihre große Integrationsbereitschaft bringt Hatice in Verlegenheit, wenn sie nach Details ihrer Identität gefragt wird. Julia rät ihr, sich mit ihrer Bikulturalität stärker auseinanderzusetzen, doch sie lehnt ab. Ihr sei es lieber, deren Vorteile zu genießen, als sie unnötig zu problematisieren. Grundsatzdiskussionen wie die Kopftuchdebatte will sie nicht führen und verweist auf die persönliche Entscheidungsfreiheit. Dass ihre Eltern sich nicht stärker in Deutschland integriert haben, erklärt sie sich durch den ständigen Wunsch nach der Rückkehr in die Türkei, der sich letztendlich nie erfüllte, weil den Kindern das „Gastland“ zur Heimat wurde.

IV. 4. 4. Erzählhaltungen

IV. 4. 4. 1. Hatice Akyün

Beide Autorinnen haben den Anspruch, authentisch aus dem eigenen Leben zu erzählen. Dabei legt Lale Akgün mehr Wert auf ihre Familie und erzählt weniger von sich selbst, während Hatice Akyün beides zu gleichen Teilen tut. Der enthaltene Grad an Authentizität ist naturgemäß schwierig zu beurteilen. Sicher haben beide aus dramaturgischen Gründen die ein oder andere Umstellung oder geringfügige Veränderung vorgenommen, auch wenn Akyün in einem Interview betont: „In meinen Büchern beschreibe ich, wie ich und meine Familie leben. Das ganz normale Leben. Ich habe nichts erfunden und nichts dramatisiert.“⁷⁸

Größtenteils glaubt man Akyün. Meist erzählt sie Alltagsgeschichten, die so oder so ähnlich auch Lesern bekannt vorkommen dürften, die keinen Migrationshintergrund haben. Die Strapazen der allsommerlichen Türkeifahrt etwa sind niemandem fremd, der vor der Ära der Billigflüge einen Familienurlaub mitgemacht hat. Bereichert wird so eine Anekdote dann durch das besondere Verhältnis zum Urlaubsort:

Unser Dorf lag ruhig, es war ein Ort zwischen Vertrautheit und Fremdheit, irgendwo zwischen Niemandsland und Heimatland. In den nächsten Wochen würde ich in dem Haus wohnen, in dem ich geboren wurde [...] Ich würde die nächsten Wochen Heimweh nach Deutschland haben, aber dennoch nicht von hier weg wollen. Ich war mit allem einverstanden, ohne zu wissen, worauf dieses Einverständnis eigentlich beruhte. (S. 56)

Ich fühlte mich zwar fremd in dieser Welt, aber dennoch faszinierte sie mich. Ich hatte ein eigenartiges Gefühl, denn die Fremdheit, die ich verspürte, befand sich eigentlich nur in meinem Kopf. Die Menschen auf dem Markt merkten nicht, dass ich nicht zu ihnen gehörte, schließlich sah ich mit meiner Kleidung aus wie sie, verstand, was sie sagten. [...] Es war nicht meine Welt, aber wir hatten die gleiche Sprache. (S. 57)

Genauso verfährt sie bei der Beschreibung eines Moscheebesuchs in der Kindheit. Der Leser erhält Einblick in einen fremden Ort, der immer wieder brisant diskutiert wird, und erkennt eine Gemeinsamkeit: Ob in der Kirche oder in der Moschee, den Kindern ist überall langweilig. „Manchmal langweilte ich mich in der Moschee während der Predigt des Hocas und zählte die unterschiedlichen Muster

⁷⁸ Jakob Buhre, Sarah Ruhland, Hatice Akyün, „Warum muss ich einen Migrationshintergrund haben? [Interview]“, Internet: <http://planet-interview.de/interview-hatice-akyuen-02022009.html>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

auf den Teppichen oder starrte so lange auf die verschnörkelten Koranverse, die in goldenen Rahmen an den Wänden hingen, bis sie vor meinen Augen verschwammen. Wenn ich Glück hatte, ergatterte ich ein 'Tesbih', eine Gebetskette [...] Manchmal spielte ich mit den Perlen allerdings in Gedanken 'Er liebt mich, er liebt mich nicht'“ (S. 67f.)

Bei der Vorstellung ihrer Familie nimmt die Autorin kein Blatt vor dem Mund. Sie verurteilt ihre Eltern nicht dafür, aus einfachen Verhältnissen zu stammen und konservative Wertvorstellungen zu pflegen. Sie redet es aber auch nicht schön. Direkt im Anschluss an die Schilderung des Moscheebesuchs erinnert sie sich daran, wie harsch ihr Vater werden konnte, wenn sie seinen Vorstellungen etwas entgegensetzte: „Einmal fragte ich meinen Vater, warum ich Suren lesen müsse, die ich nicht verstehe. Er wurde sehr böse und antwortete: 'Du brauchst sie nicht verstehen, Allah versteht sie.' Danach fragte ich ihn nie wieder. Zu Hause gab es außer dem Koran und dem islamischen Abreißkalender meines Vaters kaum etwas zu lesen.“ (S. 68)

Sie erkennt die Proteste ihrer Eltern gegen ihren Lebensstil als Ausdruck von Besorgnis an. Etwa, wenn ihre Mutter glaubt, sie habe in der Erziehung versagt, weil Hatice nicht kocht: „Ich überlegte, ob dies nicht der richtige Zeitpunkt wäre, meiner Mutter zu sagen, dass ich zwar ein anderes Leben führe als ihre übrigen Kinder, aber trotzdem glücklich sei. Als ich gerade anfangen wollte, unterbrach sie mich und bemerkte schroff: 'Du schreibst für alle Zeitungen dieser Welt, aber besitzt nicht mal drei passende Teller.'“ (S. 22f.)

Im Umgang mit diesen traditionellen Eigenheiten entwickelt sie einen gesunden Pragmatismus, zieht sich um, wenn sie die Eltern besucht, um deren Nerven zu schonen. „Schon lange geht es mir hierbei nicht mehr ums Prinzip, auch fühle ich mich als Frau nicht unterdrückt. Es ist mir einfach egal, ob der Rock, mit dem ich zu meinem Vater fahre, nun oberhalb oder unterhalb des Knies endet. Für meinen Vater wäre die kürzere Version dagegen eine Provokation, und so lasse ich es eben sein.“ (S. 75) Nur die Erwartungshaltung, die erwachsene Tochter möge doch endlich heiraten, sorgt lange für Spannung in der Familie. Entnervt stellt sie fest: „Ich muss zugeben, dass ich mir heute manchmal wünsche, mein Vater hätte mich irgendwann zwangsverheiratet. Das hätte mir viel lästiges Suchen, zahllose Hoffnungen und ebenso viele Enttäuschungen erspart.“ (S. 105) Der einzige Versuch,

der auch nur in diese Richtung geht, endet allerdings mit Frust bei allen Beteiligten, als Hatice den Brautbewerber verprellt (S. 111).

Trotz dieser Schwierigkeiten blickt sie zu ihren Eltern auf, etwa wenn die Mutter aus „anatolischem Stolz“ (S. 15) aus der Haut fährt, weil ihr auf der Straße jemand hinterherpfeift. Ihr Verhalten in bestimmten Situationen widerspricht dem Bild der in ihrer traditionellen Rolle aufgehenden Hausfrau nicht, ergänzt es aber um eine Komponente, die das reine Klischee durch eine Persönlichkeit ersetzt.

Meine Mutter ließ meinen Arm los, lief die fünf Meter zurück, zog vor der Grube ihren rechten Schuh aus und schrie: „Du Ascheloch, du Schiweine!“ Dann hieb sie den beiden Jungs ihre Deichmann-Gummisohlen auf den Kopf. Sie zog den Schuh wieder an und ging mit mir zur Haltestelle, als sei nichts gewesen. (S. 15)

Sie fühlt sich nicht diskriminiert, wenn eine Verkäuferin ihr ins Ohr brüllt: „Du nix anfassen“ [...] Meine Mutter reagiert gar nicht und sagt dann nur: „Kein gut Qualität.“ [...] Ich mache [die Verkäuferin] darauf aufmerksam, dass ihr Benehmen ausländerfeindlich sei, und fordere sie auf, sich bei meiner Mutter zu entschuldigen. Meiner Mutter ist mein Verhalten sehr peinlich. Sie schaut die Verkäuferin entschuldigend an, nimmt meinen Arm und zieht mich weiter. Das macht mich nur noch wütender, so dass ich [...] der Verkäuferin noch zurufe: „Hätten Sie mal Abitur gemacht, dann müssten Sie jetzt nicht hier stehen!“ Dann sagt meine Mutter: „Jetzt hast du dich auf ihr Niveau herabgelassen. Ich dachte, du wärest klüger.“ (S. 169)

Gerne vergleicht die Autorin deutsche und türkische Mentalitäten. Um zu vermeiden, dass der Leser sich angegriffen fühlt, nutzt sie das Stilmittel der Karikatur. Wo sie die typischen Verhaltensweisen, die sie aufzeigen will, auf beiden Seiten überzeichnet, entsteht ein Witz, über den auch der lachen kann, der sich darin wiederfindet. Auf ihrer Suche nach dem perfekten Mann stolpert sie stets über Bewerber mit entweder zuviel oder zuwenig „scharfer Soße“, je nachdem aus welchem Kulturkreis sie stammen: „Der Türke will immer töten oder getötet werden, je nach Sachlage. Er muss jedem lautstark seine Befindlichkeiten mitteilen, damit alle Welt erfährt, was ihm widerfahren ist. Hat er Kummer, will er nicht einmal, dass die Angebetete an seinem Grab erscheint, ist er verliebt, brennt er für sie ganze Städte nieder. Ich finde, man muss ja nicht gleich ein zweites Rom inszenieren für die große Liebe, aber ein bisschen mehr als die gemeinhin verbreitete deutsche Liebeserklärung darf es schon sein. 'Ich glaub, ich mag dich' ist oftmals der Beginn einer deutschen Liebesbeziehung.“ (S. 85) Auch Julia, die im Supermarkt auf die Idee kommt, Oliven einzeln zu kaufen, könnte in einem anderen Buch verbissen und streng wirken. Akyün interpretiert ihre Mitmenschen aber durch Über-

zeichnung und Humor immer so, dass ein versöhnliches Bild entsteht.

IV. 4. 2. Lale Akgün

Lale Akgün erzählt nicht von „den Türken“ und „Hans und Helga“, sondern primär von ihrer eigenen Familie. Dabei schildert sie besonders ausführlich die ersten zwei Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland. Auch Akgün will flott und witzig erzählen, doch sie schafft das nicht über die Enttarnung von Klischees, denn ihr familiärer Hintergrund ist völlig anders als der von Akyün. Der Beititel des Buches *Mein Leben zwischen Minarett und Dom* geht, so muss man sagen, komplett an der Sache vorbei. Die bürgerliche Familie aus Istanbul hat mit Religion wenig zu tun. Der Vater wird zwar als lebensfroher, toleranter Mensch charakterisiert, ist aber glaubens- und traditionsfeindlich eingestellt. Eine Anekdote aus seiner Zeit als Zahnarzt in der Türkei wollen die Kinder immer wieder erzählt bekommen. Er ermahnt eine traditionell gekleidete Patientin: „Jetzt nehmen Sie endlich das Kopftuch ab! Das ist doch wohl typisch für euch 'kapali' [...] Beim Arzt macht ihr einen auf moralisch und draußen die Beine breit!“⁷⁹ (Akgün, S. 23)

Auch über die Entscheidung der Mutter, in Deutschland auf Schweinefleisch zu verzichten, macht er sich lustig: „Meine Schwester war selig. Sie hielt die Wurst wie eine Nuckelflasche, derweil Papa ein paar Spitzen in Richtung meiner Mutter abschoss: 'Du bist doch eine gute Mathematikerin: Was meinst du, wieviel Schweinefleisch nimmt sie jetzt auf, wenn die Wurst – sagen wir mal – 20 Prozent Schweinefleisch enthält? Und wie rechnet man das in Sündeneinheiten um, wenn die Sünderin vier Jahre alt ist?'“ (S. 19)

Das alles soll Heiterkeit ausdrücken, aber man muss sich schon fragen, ob die Autorin, die auch noch islampolitische Sprecherin ihrer Partei ist, nicht über ihr Ziel hinausschießt und Gefühle verletzt. Falls die Äußerungen des Vaters authentisch sein sollten – und es ist fraglich, ob sich die damals Neunjährige an die genauen Gesprächsabläufe, die vor über 40 Jahren stattgefunden haben, wortgetreu erinnert – rückt sie ihn damit in ein schlechtes Licht. Falls sie diese Art von Witz einge-

⁷⁹ Lale Akgün, *Tante Semra im Leberkäseland. Geschichten aus meiner türkisch-deutschen Familie*, Orig.-Ausg., Frankfurt am Main 2008.

Für eine bessere Lesbarkeit werden Zitate aus dem Buch mit Seitenangaben in runden Klammern ohne Fußnoten direkt in den Haupttext eingefügt.

führt hat, um ihre Erzählung interessanter zu machen, trifft sie damit einen Ton, der mit Versöhnlichkeit wenig zu tun hat.

Auch die Charakterisierung der Mutter erfolgt mit wenig Feingefühl. Akgün wird nicht müde, zu betonen: „Mama war feministischer als eine deutsche Feministin der siebziger Jahre.“ (S. 25) In ihrer ständigen Verweigerungshaltung wirkt die eigentlich moderne, aufgeklärte Frau aber verbissen und feindselig, beispielsweise wenn der Hauslehrer höfliche Umgangsformen erklären will. „Mama rollte mit den Augen. 'Das sind irgendwelche höfischen Restverhalten', sagte sie ungehalten. 'Armselige Bürger imitieren das höfische Gebaren und meinen, dass sie dann besonders vornehm sind. Diener, Knicks, sag Herrn Dober, dass ich so etwas nicht mag. Er soll uns lieber Deutsch beibringen.“ (S. 49) Ähnlich, als die Tante einen deutschen Bekannten zum Essen einladen will. „Mama war kurz vor dem Nervenzusammenbruch. Wahrscheinlich verfluchte sie zum vierten Mal an diesem Tag, in diese Familie eingeheiratet zu haben.“ (S. 61)

Man möchte der Autorin wohlwollend unterstellen, dass dies nicht die einzigen Kindheitserinnerungen an ihre Mutter sind. Der Grund für die eindimensionale Darstellung liegt wohl darin, dass über die extremen Charaktere eine Art Slapstick-Humor erzeugt werden soll. Außerdem ist es Akgün ein Anliegen, mit Vorurteilen aufzuräumen, und so hat sie beschlossen, Charakterzüge hervorzuheben, die den Negativklischees nicht entsprechen. Im Interview sagt sie: „Was bin ich nicht schon alles zu meiner Familie gefragt worden: Wie viele Frauen mein Vater hatte, wer mir meinen Mann ausgesucht hätte, ob wir zu Hause die Schuhe ausziehen mussten, und immer wieder kam die Frage nach meiner Frisur und dem Kopftuch. Sie können sich vorstellen, dass das einem mit der Zeit auf den Wecker geht.“⁸⁰

Äußerst interessant wird das Buch an der Stelle, wo es um die Verlobung und Hochzeit der Cousine Nihal geht. Hier kommen die Vorurteile, die in der Familie herrschen, besonders deutlich zum Vorschein. Der Bräutigam entstammt einer traditionell eingestellten Gastarbeiterfamilie aus Anatolien, also ungefähr dem Milieu, aus dem Hatice Akyün erzählt. Man erkennt in der Beschreibung des Haushalts einiges wieder:

[...] wir mussten die Schuhe ausziehen, was Mama, wäre sie dabei gewesen,

80 Lale Akgün, „Interview mit Lale Akgün“, Internet: http://www.fischerverlage.de/interview/Interview_mit_Lale_Akgün, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

schon an der Türschwelle zur Umkehr bewogen hätte. Auf dem Boden lagen Kelims [...], die Wände waren kahl wie eine Männerglatze, nur ein Bild von Mekka prangte an prominenter Stelle, in gebührendem Abstand ein Abreißkalender. [...] Die Mutter trug ein Kopftuch, das ganz anders aussah als Tantchens. Sie hatte irrsinnig viel gekocht. Auch setzte sie sich nicht mit zu uns an den Tisch, sondern bediente uns nur [...] nur Tantchen machte Konversation [...] „Ich habe gehört, Sie sind aus Trabzon“, parlierte sie, „ich war mal in meiner Jugend dort zu Besuch. Eine sehr hübsche Stadt.“ „Wir sind nicht aus der Stadt“, antwortete Alis Vater bedächtig, „wir sind aus einem Dorf 60 Kilometer von Trabzon entfernt.“ „Jaa ...“ Tantchen lächelte und nickte, da wusste sie auch nichts mehr zu sagen. (S. 179)

Lales Mutter ist entsetzt über die neue Verwandtschaft und versucht noch, ihre herablassende Haltung als Protektionismus auszugeben: „ihr müsst es dem jungen Mann sagen ... ich meine, wie sieht denn so eine Hochzeit aus, die sie ausrichten? Denk doch an die Familienmitglieder, die extra aus der Türkei anreisen. Wir werden uns bis auf die Knochen blamieren. [...] Es geht doch gar nicht darum, dass sie nicht gut genug sind oder dergleichen ... sondern, dass sie nicht überfordert werden, menschlich wie auch finanziell!“ (S. 180)

Bei der Beschreibung der Hochzeit wird dann auch nicht mit Klischees gegeizt: „Die Frauen trugen mehrheitlich Kopftücher, die Männer Schnurrbärte. Sie hatten furchtbar viele Kinder dabei, und die Mädchen waren mit Plastikkleidern herausgeputzt. Beim Empfang konnte man sie an ihren Orangensaftgläsern erkennen, an denen sie sich krampfhaft festhielten, während die anderen Gäste selbstverständlich Sekt tranken.“ (S. 191)

Das Verhältnis beider Seiten zueinander ist und bleibt frostig. Nach der Hochzeit hat die Familie ein großes Problem mit der Schwiegermutter Nihals. „Sie war Nihal nicht nur lästig, sondern äußerst peinlich, sodass diese versuchte, Elmas nach Möglichkeit nicht einzuladen.“ (S. 197) Ihre mangelnde Bildung ist für Akgüns Familie eine „nicht versiegende Quelle der Heiterkeit“ (S. 201). Bei einer Gelegenheit weist Lales Onkel beschwichtigend darauf hin, dass „die arme Frau“ ja „nur fünf Jahre Dorfschule“ besucht hat und „mithalten“ will, noch während diese mit am Tisch sitzt (S. 202). Niemand bemüht sich ernsthaft, sich mit der Lebenswelt der anderen auseinanderzusetzen. Am Ende des Kapitels ziehen Nihal und ihre Verwandten ein vernichtendes Fazit, das man so eher aus dem Munde kulturkonservativer Deutscher erwarten würde: „[...] du hast doch gewusst, worauf du dich einlässt, weißt du nicht mehr, wie der erste Besuch bei denen abgelautet ist?‘ Ja, damals war es exotisch, der Reiz des Unbekannten, und jetzt ist es nur

noch schnöder Alltag mit geblümter Polyesterbluse und Kitschfiguren auf der Anrichte!“ (S. 204)

IV. 4. 5. Auffassungen von Identität

In Akgüns Buch gibt es eine Stelle, an der Lales Vater auf der Hochzeit der Cousine erklärt, warum er die als unstandesgemäß empfundene Verbindung für nützlich hält: „[...] unsere Identität, auch unsere Familienidentität wird durch die Differenz zu der anderen Familie bestimmt. Unsere ganze Selbstvergewisserung, wer wir sind und wie wir sind, wird durch diese Differenz ausgelöst [...] wir spüren unsere Identität, weil es Leute gibt wie Alis Familie, die ganz anders sind. Sie wiederum spüren ihre Identität durch den Kontakt mit uns“ (Akgün, S. 193) Der Kulturkontakt wird von ihm also als eine Möglichkeit zur Besinnung auf das Eigene durch die strikte Abgrenzung zum Fremden verstanden.

Akgüns Tante Semra dagegen empfiehlt den Kindern, Fremdheit zu überwinden. „Wir fremdeln nicht. Schau dein Onkel und ich, wir sind auf Zypern zu Hause, in Istanbul, in London und neuerdings auch in Deutschland, das mit Deutschland haben wir euch zu verdanken. [...] Und genauso müsst ihr auch sein, ihr fremdelt nicht in Deutschland, und ihr fremdelt nicht in der Türkei und in der restlichen Welt fremdelt ihr auch nicht. Ihr seid Kosmopoliten.“ (Akgün, S. 99)

Die Weltoffenheit der Tante zeigt sich laut Akgün darin, dass sie trotz ihrer plötzlichen Hinwendung zum Islam nach ihren eigenen Regeln lebt. So hält sie zum Beispiel das Fasten nicht ein und entschuldigt ihre Leidenschaft für Leberkäse mit der Behauptung, darin sei kein Schweinefleisch, sondern Leber und Käse enthalten. Ähnlich hält es Lale Akgüns Tochter Aziza, die sich bei Besuchen von Freunden neue Glaubensvorschriften einfallen lässt, um beispielsweise Essen oder Einladungen höflich ablehnen zu können. Die Autorin meint dazu:

Ich war sehr beeindruckt, wie meine Tochter die Probleme löste. So wie ein erfahrener Judokämpfer die Kraft des Gegners zu seinem Vorteil einsetzt und den Gegner praktisch mit seiner eigenen Energie k.o. schlägt, so setzt sie lässig die Vorurteile der Gesellschaft ein, um sich ihren Vorteil zu sichern und den Weg freizuschaukeln. [...] Während meine Schwester und ich, sinnbildlich gesprochen, in Deutschland erst laufen lernen mussten, so bewegte sich meine Tochter von Geburt an wieselflink zwischen Bosporus und Rhein. (Akgün, S. 251)

Das Ausnutzen von Unwissen und bestehenden Vorurteilen zum eigenen Vorteil legt Lale Akgün als interkulturelle Kompetenz aus. Hatice Akyün hat davon ein anderes Verständnis.

Ich sei, sagt Julia, eine Wanderin zwischen den Welten. Ich finde das sich das entsetzlich anhört und antworte: 'Ich bin eigentlich zu faul zum Laufen. Ich sitze lieber, und warum nicht auf zwei Stühlen gleichzeitig?' Wenn ich meine Situation schon mit einem Bild beschreiben sollte, dann würde ich sagen, ich bin ein Tumbleweed. [...] Julia rät mir häufig, ich solle mich auf die Suche nach meiner Identität begeben. Aber ehrlich gesagt fühle ich mich weder in einem Dilemma, noch möchte ich etwas ändern. Ich betrachte mein Leben als großen Reichtum (Akyün, S. 181)

Sie will die „Highlights beider Kulturen“ (S. 35) leben und davon profitieren. Das ist manchmal nicht einfach: „Es passiert mir ständig, dass ich mir in der einen Welt Dinge vornehme, die ich in meiner Parallelwelt aber nicht umsetzen kann, weil sie in dieser Umgebung plötzlich absurd sind.“ (S. 30) Trotzdem lehnt sie es ab, ihre Lage zu problematisieren. „An mir ist vieles türkisch und vieles deutsch – und es gibt so viel schönes auf beiden Seiten.“⁸¹ Die praktische Anwendbarkeit des Begriffes Integration auf einzelne Personen findet sie problematisch. „Mein Vater hat sechs Kinder großgezogen, hat hier gearbeitet und fühlt sich nach 40 Jahren als Duisburger, aber er spricht nicht sehr gut Deutsch. Ist er integriert oder nicht?“⁸² Wichtiger als integriert zu sein, ist ihr, nicht auf einen Teil ihrer vielschichtigen Identität reduziert zu werden. Im Buch zitiert sie die Mutter ihres ehemaligen Freundes, die sie mit den Worten vorstellt: „Das ist Hatice, aber sie ist Deutsche.“ (S. 178) Akyün will sich jedoch nicht für einen Teil ihrer kulturellen Identität entschuldigen. Das Zitat erinnert eher an die Erzählhaltung Lale Akgüns, die mit ihrem Buch zu sagen scheint: „Das ist meine Familie, aber wir sind aus Istanbul.“

Beide Autorinnen wollen sich von Vorurteilen befreien. Der Vergleich der beiden Bücher zeigt, dass die jeweilige persönliche Auffassung von Identität und Fremdheit entscheidend darüber ist, ob dies gelingt oder nicht. Hatice Akyün begreift ihre Herkunft als Bereicherung ihrer Identität und wirbt für Akzeptanz auch bei anderen. Fremdheit soll abgebaut werden. Sie schafft damit ein sympathisches Buch, das Erfolg bei einem breiten Publikum hat. Lale Akgün will ihre Familie als

81 Katrin Birner, Christoph Mayerl, Hatice Akyün, „Für meine Familie bin ich Helga. [Interview]“, Internet: <http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2005/10/11/a0096>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.

82 Buhre/Ruhland/Akyün

aufregend und untypisch vorstellen, sie widerlegt bestehende Vorurteile nicht und scheint sie in einem gewissen Maß zu teilen. Sie nimmt sich lediglich aus dem Personenkreis heraus, auf den die Vorurteile zutreffen, betont die eigene Fremdheit zu „Klischee-Türken“ und nennt das Integration. Ein Beleg dafür, dass die Migrationserfahrung alleine nicht ausreicht, interkulturelle Kompetenz zu erlangen.

V. Fazit

Die behandelten Beispiele haben eines gezeigt: Was unter dem Begriff Migrantenliteratur mit all seinen synonym verwendeten Bezeichnungen beschrieben wird, ist kein Genre und keine literarische Bewegung. Inhaltlich, formal und ideell gibt es große Unterschiede. Auch wenn beide teilweise die gleichen hochangesehenen Preise erhalten haben – eine strukturell hochkomplexe Charakterstudie, wie Sibylle Lewitscharoffs *Apostoloff*, ist nicht mit Saša Stanišićs Aufarbeitungsroman zu vergleichen. Yadé Kara diskutiert das Alltagsleben von Migranten zwischen Anpassung und Abgrenzung, wie auch Hatice Akyün, doch beide berichten aus unterschiedlichen Milieus und in unterschiedlichen Gattungen: Akyüns Erzählung ist autobiographisch und authentisch, Yadé Kara schreibt Unterhaltungsromane. Und auch wo sich Gattung und Zielsetzung sehr nahe kommen, wie bei Hatice Akyün und Lale Akgün, sind die jeweiligen Haltungen und Auffassungen manchmal konträr zueinander.

Wenn sich polykulturelle AutorInnen die deutsche Sprache und Literatur erarbeiten, setzen sie ihre jeweils eigenen Akzente und entwickeln individuelle Arbeitsweisen. In jedem der Beispiele in Kapitel IV. wurden unterschiedliche Typen des zeitgenössischen Migranten auf genauso unterschiedliche Weise beschrieben. Wenn diese Arbeit eines nicht ist, dann auf Vollständigkeit bedacht – doch mit jedem weiteren Beispiel würde deutlicher, dass es so viele interkulturelle Schreibweisen gibt, wie es Menschen gibt, die ihre eigene Identitätsarbeit und die Beschäftigung mit ihrer Migration in Literatur verwandeln.

In Kapitel I. wurde die Frage nach dem Erfolg und seinen Gründen gestellt. Noch einmal plakativ gefragt: Was hat der deutsche Leser davon, einen Migrationsroman zu lesen? Die Klärung des Begriffs Hybridität ergab, dass polykulturelle AutorInnen nicht lediglich phänotypisch kulturelle Codes miteinander vermengen, sondern im Idealfall die Bestandteile tradierter Kultur enthüllen und neu miteinander verknüpfen. Das Migrationserlebnis wird zur Metapher der postmodernen Existenz (s. II. 5.). Der Übersprung dieser – zugegebenermaßen sehr abstrakten – Thematik von der hohen Literatur in die Unterhaltungs- und Trivialliteratur ist der Indikator einer gesellschaftlichen Tendenz.

Die Globalisierung hat unser Alltagsleben stark verändert und beschleunigt, neue

Medien transportieren Bilder und Geschichten auf Abruf an jeden beliebigen Ort. Nach 50 Jahren Einwanderungsland ist Migration in Deutschland zu einem Element des Alltags geworden. Auch in traditionellen Milieus, zum Beispiel außerhalb der Großstädte, sind „Einheimische“ nicht mehr unter sich. Durch den Kulturkontakt in der Nachbarschaft und über die Medien wird Identitätsarbeit angeregt, wo sie vorher in geringerem Maße als nötig empfunden wurde. Das Eigene und das Fremde ziehen sich an und werfen Fragen auf, die zuvor nicht aufkamen. Tradierte Werte und Normen werden von einer Generation auf die andere in Frage gestellt und müssen neu begründet werden. Der deutsche Alltag ist heute sozusagen das Migrationserlebnis im Kleinen. Hier bieten interkulturelle Schreibweisen einen großen Mehrwert. Neuerdings haben auch Menschen ein Bedürfnis nach einer Auseinandersetzung mit Identität, für die die anspruchsvolle Chamisso-Literatur nicht attraktiv ist. Die Bücher von Hatice Akyün oder ein Krimi von Esmahan Aykol sind weniger ambitioniert, aber unterhaltsam und durchaus aufschlussreich. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erkennen erweitert den Horizont und macht nicht zuletzt Spaß.

Auf den eigenen Wurzeln kann sich heute niemand mehr ausruhen, der nicht gesellschaftlich am Rand stehen möchte. Tradition bereichert sich an Reflexion und braucht sie, um nicht zum Anachronismus zu werden. Deshalb ist die etwas provokante Eingangsfrage, ob polykulturelle AutorInnen zwischen allen Stühlen sitzen, prinzipiell einfach zu beantworten. Ihre Migrationserfahrung erlaubt es ihnen, früh ein hohes Maß an interkultureller Kompetenz zu erlangen. Das wird ihnen zum Vorsprung in einer Phase des gesellschaftlichen Umbruchs, in der die Prozesshaftigkeit von Identität von immer mehr Menschen erkannt wird, was ein Bedürfnis nach Alteritätserfahrung zur Authentifizierung der eigenen kulturellen Tradition auslöst und Literatur, die sich mit diesen Themen befasst, attraktiv für ein breites Publikum macht. Vereinfacht ausgedrückt: Die SchriftstellerInnen sitzen weder zwischen den Stühlen, noch woanders – sie gehen jenen voraus, die erkennen, dass es lohnt, aufzustehen.

VI. Literatur

- Lale Akgün, *Tante Semra im Leberkäseland. Geschichten aus meiner türkisch-deutschen Familie*, Orig.-Ausg., Frankfurt am Main 2008.
- Lale Akgün, „Interview mit Lale Akgün“, Internet: http://www.fischerverlage.de/interview/Interview_mit_Lale_Akgün, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Hatice Akyün, *Einmal Hans mit scharfer Soße. Leben in zwei Welten*, 3. Aufl., München 2007.
- Heinz Ludwig Arnold (Hrsg), *Literatur und Migration*, München 2006.
- Katharina Bendixen, Saša Stanišić, „Ich wollte ein Mosaik erstellen“, Internet: <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/337030>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Katrin Birner, Christoph Mayerl, Hatice Akyün, „Für meine Familie bin ich Helga. [Interview]“, Internet: <http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2005/10/11/a0096>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Marica Bodrožić, *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern*, Orig.-Ausg., 1. Aufl., Frankfurt am Main 2007.
- Jakob Buhre, Sarah Ruhland, Hatice Akyün, „Warum muss ich einen Migrationshintergrund haben? [Interview]“, Internet: <http://planet-interview.de/interview-hatice-akyuen-02022009.html>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- María Eugenia de la Torre, „Wir sind anders und das ist auch gut so. Geburt und Entwicklung der mehrkulturellen Literatur im deutschsprachigen Raum“, *Sprachkunst* 35/2 (2004), 355–369.
- Tayfun Demir (Hrsg), *Türkischdeutsche Literatur. Chronik literarischer Wanderungen*, Duisburg 2008.
- Dimitré Dinev, „In der Fremde schreiben“, in: Klaus Schenk (Hrsg), *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*, Tübingen, Basel, 2004, 209–210.
- Volker C. Dörr, „Deutschsprachige Migrantenliteratur. Von Gastarbeitern zu Kanakstas, von der Interkulturalität zur Hybridität“, in: Karin Hoff (Hrsg), *Literatur der Migration – Migration der Literatur*, Frankfurt am Main, 57, 2008, 17–33.
- Karl Esselborn, „Der Adalbert-von-Chamisso-Preis und die Förderung der Migrationsliteratur“, in: Klaus Schenk (Hrsg), *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*, Tübingen, Basel, 2004, 317–325.
- Özkan Ezli, „Von der Identitätskrise zu einer ethnografischen Poetik. Migration in der deutsch-türkischen Literatur“, in: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg), *Literatur und Migration*, München, 2006, 61–73.
- Eberhard Falcke, „Das Unglück, mal ganz fidel“, *Die Zeit* 64/Nr. 10 (26.2.2009).
- Feuer, Lebenslust! Erzählungen deutscher Einwanderer*, Stuttgart 2003.

- Max Frisch, „Vorwort“, in: Alexander J. Seiler (Hrsg), *Siamo Italiano. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, Zürich, 1965.
- Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Aesthetica 683, Frankfurt am Main 1996.
- Ute Gerhard, „Neue Grenzen - andere Erzählungen? Migration und deutschsprachige Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, in: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg), *Literatur und Migration*, München, 2006, 19–29.
- Ali Gitmez, „Einwanderer aus der Türkei in Europa. Erfahrungen und Erinnerungen im Spiegel der Literatur“, in: Tayfun Demir (Hrsg), *Türkischdeutsche Literatur. Chronik literarischer Wanderungen*, Duisburg, 2008, 16–28.
- Clemens-Peter Haase, „Literatur und Migration. Zur Notwendigkeit der begrifflichen Schärfung einer literarischen Szene“, Internet: <http://www.goethe.de/kue/lit/de3819297.htm>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Karin Hoff (Hrsg), *Literatur der Migration – Migration der Literatur*, Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 57, Frankfurt am Main 2008.
- Michael Hofmann, *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Paderborn 2006.
- Klaus Hübner, „Eine unübersehbare interkulturelle Vielfalt. Migrantenliteratur in Deutschland“, Internet: <http://www.goethe.de/ges/pok/prj/mig/fli/de3151492.htm>, zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Jens Ihwe (Hrsg), *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, Literaturwissenschaft und Linguistik 3, Frankfurt 1972.
- Mascha Kaléko, *Die paar leuchtenden Jahre*, hrsg. Horst Krüger, Gisela Zoch-Westphal, München 2003.
- Mascha Kaléko, „Greenwich Village“, in: Horst Krüger, Gisela Zoch-Westphal (Hrsg), *Die paar leuchtenden Jahre*, Orig.-Ausg., München, 2003, 80–91.
- Yadé Kara, *Café Cyprus. Roman*, Zürich 2008.
- Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz (Hrsg), *Ferne Nähe. Tübinger Poetik-Dozentur 2007*, 1. Aufl., Künzelsau 2008.
- Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz, „Nachwort“, in: Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz (Hrsg), *Ferne Nähe. Tübinger Poetik-Dozentur 2007*, 1. Aufl., Künzelsau, 2008, 95–101.
- Julia Kristeva, „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“, in: Jens Ihwe (Hrsg), *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, Frankfurt, 3, 1972, 345–375.
- Sibylle Lewitscharoff, *Apostoloff. Roman*, 1. Aufl., Frankfurt am Main 2009.
- Sibylle Lewitscharoff, „Bulgarien, das ist die Selbstzerstörung. Sibylle Lewitscharoff über das Land ihres Vaters und die Hintergründe ihres Romans "Apostoloff". Eine Abrechnung“,

- Internet: <http://www.zeit.de/online/2009/09/interview-sibylle-lewitscharoff>,
zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- José F. A. Oliver, *Mein andalusisches Schwarzwalddorf. Essays*, Orig.-Ausg., 1. Aufl., Frankfurt, M. 2007.
- Enno E. Peter, Yadé Kara, „Ich hatte die Figur vor Augen und den Ton im Ohr". Das Berliner Zimmer im Gespräch mit der Berliner Autorin Yadé Kara“, Internet: http://www.berlinerzimmer.de/eliteratur/yadekara_interview.htm,
zuletzt geprüft am: 22.06.2009.
- Iris Radisch, „Der Krieg trägt Kittelschürze“, *Die Zeit* 61/Nr. 41 (5.10.2006).
- Ilma Rakusa, *Zur Sprache gehen. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005*, WortWechsel 5, Dresden 2006.
- Klaus Schenk (Hrsg), *Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne*, Tübingen, Basel 2004.
- Alexander J. Seiler (Hrsg), *Siamo Italiano. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, Zürich 1965.
- Saša Stanišić, *Wie der Soldat das Grammophon repariert. Roman*, 1. Aufl., München 2008.
- Lutz Tantow, „Heimat in der Fremde. Tendenzen und Perspektiven der deutschen Literatur von Ausländern“, *Die Zeit* 39/Nr. 41 (5.10.1984).
- Lutz Tantow, „In den Hinterhöfen der deutschen Sprache. Ein Streifzug durch die deutsche Literatur von Ausländern“, *Die Zeit* 39/Nr. 15 (6.4.1984).
- Ilija Trojanow, „Voran ins Gondwanaland. Eine poetische Zeile in drei Doppelhälfen und einem offenen Dach“, in: Dorothee Kimmich, Philipp Ostrowicz (Hrsg), *Ferne Nähe. Tübinger Poetik-Dozentur 2007*, 1. Aufl., Künzelsau, 2008, 67–94.
- Karin E. Yeşilada, „Türkischdeutsche Literatur“, in: Tayfun Demir (Hrsg), *Türkischdeutsche Literatur. Chronik literarischer Wanderungen*, Duisburg, 2008, 11–15.